E-lib.ch
Elektronische Bibliothek Schweiz
Bibliothèque électronique suisse
Swiss electronic library

e-rara.ch

Die Arbeiterfrage und das Evangelium

Becker, Bernhard

Schaffhausen, 1872

Universitätsbibliothek Basel

Signatur: Oc VI 5:1

Persistenter Link: http://dx.doi.org/10.3931/e-rara-28812

e-rara.ch
Das Projekt e-rara.ch wird im Rahmen des Innovations- und Kooperationsprojektes „E-lib.ch: Elektronische Bibliothek Schweiz“ durchgeführt. Es wird von der Schweizerischen Universitätskonferenz (SUK) und vom ETH-Rat gefördert.

e-rara.ch is a national collaborative project forming part of the Swiss innovation and cooperation programme E-lib.ch: Swiss Electronic library. It is sponsored by the Swiss University Conference (SUC) and the ETH Board.

www.e-rara.ch

Nutzungsbedingungen
Dieses PDF-Dokument steht für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Es kann als Datei oder Ausdruck zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Terms and conditions
This PDF file is freely available for non-commercial use in teaching, research and for private purposes. It may be passed to other persons together with these terms and conditions and the proper indication of origin.

Visual Library

Oc
VI
5 /
1

Oe VI 5 No 1

Die

Arbeiterfrage

und das

Evangelium.

Referat in der schweiz. reformirten Predigergesellschaft
bei ihrem Jahresfeste in Schaffhausen
den 9. August 1871
von

Dr. Bernhard Becker, Pfarrer
in Lintthal.

Auf Beschluß der Versammlung aus den Verhandlungen besonders abgedruckt.

Schaffhausen.
Verlag von Carl Schoch.
1872.

Die

Arbeiterfrage

und das

Evangelium.

Referat in der schweiz. reformirten Predigergesellschaft
bei ihrem Jahresfeste in Schaffhausen
den 9. August 1871

von

Dr. Bernhard Becker, Pfarrer
in Lintthal.

Auf Beschluß der Versammlung aus den Verhandlungen besonders abgedruckt.

Schaffhausen.
Verlag von Carl Schoch.
1872.

Druck von Alex. Schalch zum Schützengraben.

Referat

von Herrn Dr. Becker, Pfarrer in Linthal

(Canton Glarus).

Das Verhältniß der Kirche (zumal der schweizerisch-reformirten) zur Arbeiterfrage.

Verehrteste Herren und Brüder!

Es ist wohl selten ein Gegenstand zur Besprechung in Ihre Versammlung gebracht worden, von dem der Referent nicht bezeugt hätte, daß er ein sehr zeitgemäßer und wichtiger, Dank unsrer guten Natur, die uns das, was nun einmal als Wirklichkeit vorliegt, auch als weise erkennen läßt. Beim Gegenstand unserer diesjährigen Versammlung möchte aber unsere Zustimmung nicht blos aus diesem Zuge unserer guten Natur erfolgt sein. Wir hätten denselben gefordert. Denn die Arbeiterfrage ist geradezu die Frage, wie weit das Christenthum eine Macht geworden sei in der Welt. Natürlich beschäftigten wir uns mit dieser Frage schon früher. Von 1847 an, von dem Referate des Herrn Pfarrer Romang in Därstetten „über die Bedeutung des Kommunismus aus dem Gesichtspunkt des Christenthums und der sittlichen Kultur" ist diese Frage bald unter dieser, bald unter jener Gestalt in unseren Zusammenkünften besprochen worden. Aber jetzt tritt sie wieder in einer neuen Weise und mit einem gewaltigen Ernst an uns.

Ueber die Verzögerung um ein Jahr werden wir uns nicht aufhalten. Wir sind gewiß alle durch diese Erfahrungen um ein gutes Stück klarer und fester in unseren Ueberzeugungen geworden. Ich wenigstens bekenne, daß ich gegen früher viel sicherer in der Erkenntniß des Einen bin, das hier Noth thut. Ja wenn es von irgend einer Angelegenheit gilt, so gilt es hier:

„Eins ist Noth. Ach, Herr, dies Eine lehre uns erkennen doch!
Alles Andre, wie's auch scheine, ist doch nur ein schweres Joch,
Unter dem der Geist sich plaget und doch keine Ruh' erjaget.
Aber Alles wird ersetzt, wenn dies Eine uns ergötzt."

Das geehrte Central-Comite hat mir die Ehre angethan, in dieser Gesellschaft das erste Wort zu sprechen. Ich sträubte mich dagegen; nicht aus Ziererei und nicht einmal wegen der unleugbaren Schwierigkeit der Sache; denn Jemand mußte sie doch übernehmen und das Referat braucht nicht Alles zu sagen; sondern weil es mir schwer fällt, zu einer Versammlung zu reden, die in so vielen Beziehungen über mir steht. Sie sind mein Publikum nicht. Lassen Sie sich hierin durch meinen „Doktor" nicht irren; es gibt auch sehr ländliche Doktoren. Sodann schien es mir, sei ich aus dem weitern Grund nicht der geeignete Mann, weil ich von den Orten, da die Arbeiterfrage von der rechten Wichtigkeit und eigentlich verhängnißvoll ist, zu weit abseits wohne. Auf dem Lande, wo die Fabrikarbeiter mit der übrigen Bevölkerung auf's mannigfaltigste gemischt sind, wo nie so große Massen sich aufhalten, wo die meisten der Gemeinde bürgerlich angehören, eigenes oder Gemeindeland besitzen, ihre eigene Wohnung haben, da ist mit der Arbeiterfrage auszukommen. Da braucht es keiner besonderen Künste, wenn man ein rechter Mann ist und sich nach den Umständen und Verhältnissen richtet. Eine Industriegemeinde wird ihrem Pfarrer von selbst sagen, worin sie vor einer landwirthschaftlichen andere Bedürfnisse, Gefahren und Vorzüge voraus habe. Die Arbeiterfrage ist schwierig und verhängnißvoll in den Städten, wo diese Massen Menschen sich aufhalten, die man nicht kennt, nicht durchdringt und nicht beherrscht, diese Massen ohne

eigene Wohnungen viele ohne eigenen Familienstand, die wie die alten Nomaden da und dorthin ziehen, bis ein Boden wieder abgeäzt ist, die fast nichts mehr sind als Menschen ohne weitere Bestimmung. Auf diese Punkte muß sich die größte Anstrengung richten; da sind die Festungen, in denen die Arbeiterfrage bezwungen werden muß. Wenn sie auch das ländliche Proletariat nicht minder umfaßt als das industrielle, so sind es doch die städtischen Arbeiter, welche den socialen Wagen durch die Welt kutschieren. Wenn wir diese Massen durchleuchten, gebildetes und besitzendes Volk aus ihnen machen könnten, so hätten wir das Hauptstück der socialen Frage gelöst.

Ueber unser Thema habe ich folgende Beiträge erhalten:

1) Ein Referat von Hrn. Pfarrer Breitenstein in Binningen, vorgetragen im baselandschaftlichen Pfarrer-Convent, sammt einem Protokollauszug der bezüglichen Diskussion.

2) Ein Referat von Hrn. Pfarrer Fröhlich in Gebensdorf, vorgelesen im allgemeinen Pastoralverein des Kantons Aargau.

3) Ein Protokoll aus der neuenburgischen Sektion der schweizerischen Prediger-Gesellschaft.

4) Ein Protokoll aus dem glarnerischen Pastoralverein.

5) Ein Referat des Hrn. Näf, Pfarrer der freien Kirche in Cully, vorgetragen in der waadtländischen Sektion der schweizerischen Prediger-Gesellschaft.

6) Ein Referat des Hrn. Pfarrer Saintes in Biel, gelesen im Pastoralverein des Bernischen Jura, sammt Protokoll.

7) Ein Referat des Hrn. Pfarrer Lang in Gächlingen, gelesen in der Schaffhauser Sektion der schweiz. Predigergesellschaft, sammt Protokoll.

8) Ein Referat des Hrn. Pfarrer Greminger von Altersweilen, vorgetragen im Predigerverein der Sektion Thurgau.

9) Einen Bericht der Genfer-Sektion von Herrn Pfarrer Boissonnat, sammt Protokoll.

Von Zürich habe ich nichts erhalten. Dagegen beschäftigte

sich die dortige Synode im Jahr 1869 mit der socialen Frage und es stand mir hierüber ein reiches Referat von Hrn. Dekan Oschwald mit trefflichen Reflexionen von Hrn. Pfarrer Knus zu Gebote. Auch die Vorträge des Herrn Pfarrer Kambli darf ich wohl als aus dieser Richtung herkommend anführen. Basel, das überhaupt nicht zu viel mit seinen Brüdern aus der Schweiz verhandelt, hat geschwiegen. Es arbeitet aber mit Thaten in so mächtiger Weise an der Lösung der socialen Frage, daß man nur mit der größten Ehrfurcht von ihm reden kann. Erinnern Sie sich nur an die Thätigkeit der dortigen gemeinnützigen Gesellschaft und dessen, was von Zeit zu Zeit unter dem Titel „Sociales Leben" veröffentlicht wird. Ueberhaupt sei es hier bemerkt, daß diese Art und Weise, wie schon lange da und dort in unserm schweizerischen Vaterlande an der Bildung und Hebung des Volkes nach allen Richtungen gearbeitet wurde, bevor es eine sociale Frage gab, nicht die unwichtigste und unrichtigste ist, wie man die Lösung dieser Frage an die Hand zu nehmen habe. Das gewerbreiche St. Gallen und Appenzell haben wahrscheinlich gedacht, sie seien mit Glarus „Ein Mann", und wenn sie es mir mit Absicht überlassen haben, diesen gesammten östlichen Industriewinkel der Schweiz zu vertreten, so will ich dieses Zutrauen nur mit Dankbarkeit annehmen. Das glückliche Graubünden hat keine Industrie und auch der deutsche Theil des gewichtigen Bern kann sich von unserm Reden über das Fabrikwesen fern halten. So haben sich denn mit Reden oder Schweigen alle Kantone unsers schweizerischen Vaterlandes bei dieser Frage betheiligt.

Was die Benützung aller dieser Beiträge anbetrifft, so fiel es mir schwer, aus neun Berichten mit fast ebenso vielen Protokollen einen zehnten Bericht und ein zehntes Protokoll herzustellen, die noch eine gewisse Einheit besäßen. Die Versicherung darf ich aber meinen verehrten Mitarbeitern geben, daß ich ihre Arbeiten reichlich benützt. Sie werden es hier aus dem Referate spüren und aus der späten Rücksendung, sowie dem zerknitterten Zustand, in welchem sie dieselben erhielten, es auch sinnlich wahrgenommen

haben, daß sie mir oft durch die Finger gegangen. Ich danke für die reichliche Belehrung, die ich empfangen, und wünsche nur, daß ich dieselbe auch der Gesellschaft gut vermitteln möchte. —

Gehen wir nun nach diesen einleitenden Bemerkungen zur Sache selber über, und bevor ich an den speziellen Theil gehe, der uns eigentlich beschäftigen soll, wie nämlich die Arbeiterbevölkerung zur Kirche sich stelle und wie die Kirche zu ihr sich zu stellen habe, muß ich, wie alle Referenten, namentlich auch der treffliche Herr Dekan Oschwald gethan, zuerst der Arbeiterfrage etwas im Allgemeinen gedenken. Es muß das geschehen, damit wir uns ein wenig orientiren. Und mir gab dieses Orientiren, bis ich zu einem klaren Ziel und Gang kam, wie ich jetzt glaube, daß ich gekommen sei, so viel Mühe, daß ich Ihnen wohl zumuthen darf, mich mit Geduld einige Augenblicke anzuhören. Sodann gestehe ich aufrichtig, mußte das geschehen, damit das Referat auch ein wenig Leib bekomme. Es bleibt eben für die Kirche, d. h. speziell für die Geistlichen so ungeheuer viel Besonderes zu thun nicht übrig, das sie nicht schon als Geistliche sonst zu thun hätten, daß man damit ein gar prächtiges Referat ausfüllen könnte. Es haben unter meinen verehrten Mitarbeitern mehrere, was der Kirche obliege, ganz kurz auf der letzten Seite abgethan. Sie sehen, man könnte damit auch in Verlegenheit kommen. — Also für's Erste: Was ist die Arbeiterfrage im Allgemeinen?

1. Was ist die Arbeiterfrage im Allgemeinen?

Wo Unfreiheit war, Ungleichheit der Rechte, wo dieser Druck von denen, die darunter litten, empfunden wurde, da war die Arbeiterfrage. Die Arbeiterfrage war unter den Sklaven in Griechenland und Rom, die sich wider ihre Herren auflehnten, unter den Leibeigenen und Hörigen des Mittelalters, unter allen, denen unter dieser oder jener Form verwehrt war, Eigenthum zu erwerben, einen beliebigen Beruf zu treiben, sich zu verheirathen und einen eigenen Familienstand zu gründen. Sie war bei den

englischen Arbeitern, denen unter Edward VI. (um 1548) die Ohren abgeschnitten wurden, wenn sie sich bei einer Arbeiterverbindung betheiligten, die den Zweck hatte, eine Erhöhung des Arbeitslohnes zu erwirken. Alle Versuche, alle Schritte zur Freiheit waren so viele Beiträge zur Lösung der Arbeiterfrage. Die Reformation war ein solcher großer Beitrag, der Nordamerikanische Freiheitskrieg, die französische Revolution. Diese Befreiung geht noch immer vor sich; am weitesten gediehen ist sie in der Schweiz, in Nordamerika, in England; in Deutschland ist man daran. Aber wo in der Welt Arbeitern noch versagt ist, sich zu vereinigen, innerhalb der Schranken der für alle Bürger geltenden Gesetze gemeinsame Maßregeln zu treffen wie jeder andere Stand, wo man ihnen den Ortswechsel, den Wechsel der Arbeitsherren erschwert, wo bindende Lohntaxen bestehen, wo Arbeiter oder andere kleine Leute in der Ausübung politischer Rechte beschränkt sind, wo überall noch ein Funke von Unfreiheit und Ungleichheit vor dem Gesetze besteht, da ist überall noch genau so viel Arbeiterfrage. Aber wo Freiheit ist, wo keinerlei Druck, keinerlei Ungleichheit besteht, wo jeder sich entwickeln kann nach Maßgabe seiner Kräfte, jeder arbeiten kann, wenn er Arbeit findet, jeder müßig gehen mag, wenn er das vorzieht, da ist keine Arbeiterfrage. In der Schweiz, in Amerika, in England, in Deutschland bald, kann es keine Arbeiterfrage mehr geben. Ja, so reden in der That Viele. Sie fragen: Haben wir in unsern freien Staaten, gleichviel ob republikanisch oder monarchisch, nicht die gleichen, für Alle bestehenden Gesetze? Bewegt sich nicht unser ganzes Leben in bestimmten, von Allen angenommenen und beobachteten Sitten und Ordnungen? Kann nicht jeder ungehindert sich entwickeln, etwas werden oder nichts, zu etwas kommen oder verliederlichen? Was wollt ihr da noch besondere Fragen machen? Ist es nicht Unsinn, Kommunismus, Diebstahl, wenn nun Leute kommen und sagen: „Uns genügt nicht an dieser allgemeinen Freiheit, an diesen von der ganzen Gesellschaft angenommenen Ordnungen, an diesen allgemeinen Gesetzen. Wir wollen noch etwas Anderes, Besonderes."

Ist das nicht pure Faulheit, Genußsucht, Bequemlichkeit, die lieber Andere für sich sorgen läßt, als selbst zu arbeiten und zu sinnen?

Ja, wo Freiheit ist, sollte man meinen, könnte es keine Arbeiterfrage geben. Aber wunderbar, gerade durch die Freiheit kommt jetzt wieder eine Arbeiterfrage, zwar anderer Natur als die alte war. Die alte war die Empörung wider die Unfreiheit; die neue ist der Ruf: „Wir vergehen vor dieser Freiheit!" Bei der alten Arbeiterfrage war nämlich der Sklave, der Leibeigene, der Hörige in Bezug auf den materiellen Unterhalt nach Verhältniß der damaligen Zeit besser versorgt, als es mancher moderne Freie ist; der Geselle, der Lehrjunge, der Dienstbote war in gemüthlicher Beziehung besser daran, als er es heute ist bei der abstrakten Freiheit. Er war mehr ein Familienglied, als bei der heutigen Trennung der Arbeit und der Menschen. Ja, der Widerspruch, der sich nun einstellte zwischen dem Gefühl: „Wir sind freie Männer!" und der Thatsache: „und haben nichts!" Die Bitterkeit, die sich nun einstellte: „Wir sind freie Männer und müssen doch zusehen, wie in der Wirklichkeit die Andern im Besitze der politischen Rechte, der Rechte der freien Männer sind", diese Bitterkeit ist die sociale Frage. Diese Bitterkeit wird noch erhöht dadurch, daß dieser arme Mann, der moderne Unfreie gebildet ist, seine Unfreiheit erkennt, die Genüsse des höher Stehenden, des wahrhaft Freien schaut. Diese Bitterkeit wird verhängnißvoll dadurch, daß große Massen solcher Unfreien beisammen leben; Einer sieht des Andern Noth; des Einen Noth und Verzweiflung stärkt die Noth und Verzweiflung des Andern und die Auflehnung und den Angriff, den der Andere auf den glücklichern, höher stehenden, freiern Mann macht.

Was wird das Richtige sein, um es hier kurz vorweg zu nehmen? Zur alten Unfreiheit zurück geht es nicht mehr. Daß wir zur neuen Freiheit und zur neuen Bildung die alte Liebe hinzunehmen, ja, weil wir die Späterlebenden sind, von denen mehr zu fordern ist, größere Liebe hinzunehmen; daß wir an die Stelle der untergegangenen gesetzlichen

Gewerbe- und Gesellschaftsordnungen, z. B. des Mittelalters, die neuen Ordnungen setzen, welche die Herren und Arbeiter unter sich und gemeinsam in Freiheit vereinbaren.

Bei der bloßen Freiheit muß es eine Arbeiterfrage geben. Abgesehen davon, daß es bei der alten Arbeiterfrage schon ein schuldiges Element gab neben dem unschuldigen, Leute, die nicht arbeiten, sparen und rechtthun wollten, wie es auch bei der neuen wieder, und einen noch viel größern Theil von solchen gibt, die statt zu arbeiten lieber rauben und schlemmen möchten, und die ernste Frage entsteht: wie bringen wir diese zur Ordnung? wie schützen wir uns vor diesen? — abgesehen also davon, muß es bei der bloßen Freiheit eine Arbeiterfrage geben. Die Freiheit erfordert, daß ich mit meinen Leuten, die mir arbeiten wollen, selber abrede. Ich sage zu ihnen: „Ich zahle den und den Lohn für die und die Arbeit, für die und die Arbeitszeit. Da ist das Lokal; das ist die Beschäftigung. Gesund sind sie nicht; aber Ihr könnt Euch entscheiden, ob Ihr die Arbeit thun wollt oder nicht." Die Freiheit gestattet mir, daß ich über die Zeit arbeite, meine Kinder so früh und so lang in die Fabriken schicke, als ich will. Aber wenn auch die Gemeinschaft in Folge des obersten Satzes: Salus publica lex suprema! die individuelle Freiheit noch etwas beschränkt, z. B. die Kinderarbeit bis zu einem bestimmten Alter, die Sonntags- und die Nachtarbeit ganz verbietet, die Arbeitszeit festsetzt, gewisse Gesundheitsvorschriften in Bezug auf Lokale und Beschäftigungen aufstellt, auch so noch muß es bei der bloßen Freiheit eine Arbeiterfrage oder Arbeiternoth geben in Folge des Naturgesetzes: „Wer da hat, dem wird gegeben; wer nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat."

Geistiges und leibliches Vermögen, Besitz haben von jeher in der Welt Anziehungskraft geübt. Diesem Kapital, dem geistigen und dem materiellen, kamen dann in der neuern Zeit mächtige Faktoren zu Hülfe. Der erste Faktor ist die Maschine. Diese hat die neuere Arbeiterfrage geschaffen, insofern sie die früher mehr

gemischte Gesellschaft nur nach zwei Richtungen, in wenige Herren und viel Arme ausschied, einen geschlossenen gleichförmigen Arbeiterstand schuf. Sie ist in der ruhigen, nach vielen Richtungen und in kleinen Gebieten sich bewegenden Menschheit ein Wirbelwind. Um sie her dreht sich Alles in größeren Kreisen und wird ihr dienstbar. Der eine Besitzer der Maschine wird reich, viele Andere, die in verschiedenen kleineren und unabhängigen Lebensstellungen sich befanden, wenn ihnen dieselben durch die Maschinen unmöglich, d. h. nicht mehr ausgiebig gemacht werden, schließen sich an sie an, und so entsteht eine gleichförmige Masse. Die Maschine hat die moderne Arbeiterfrage geschaffen, indem sie ferner eine ihr eigenthümliche Ausbeutung der menschlichen Kräfte hervorruft. Die kostspielige Maschine, die außerdem nie müde wird, muß so viel als möglich ausgenützt werden, darf nicht lange ruhen. Der Mensch, der zu ihrem Betriebe nöthig ist, wird ungebührlich in Anspruch genommen. Der Arbeiter, dessen Erwerb von der Thätigkeit der Maschine abhängt, will ihr selber so viel Zeit als er kann widmen, und so kommt von beiden Seiten Ueberanstrengung, leibliche und geistige Verlotterung. Die Maschine hat endlich die bewußte Arbeiterfrage dadurch geschaffen, daß sie große Massen dieser Arbeiter versammelt und denselben das Reichwerden des einen Herrn durch viele Hände gar klar vor die Augen stellt. Der Handelsmann und Gutsbesitzer kann viel stiller seine Kapitalien sammeln. Der centralisirenden Kraft der Maschine und überhaupt der Macht des Kapitals kamen sodann zu größter Hülfe die neuen Verkehrswege und die immer mehr aufkommende Handelsfreiheit, welche beide es ermöglichen, daß Leute und Dinge schnell nach diesen Mittelpunkten hinströmen können.

Wenn blos Freiheit vorhanden, und der Grundsatz der Natur der alleinige ist, so kann es gar nicht anders geschehen, als daß unter diesen Umständen größere Intelligenz und größeres Kapital immer mehr an sich reißen und der Geringe bei Seite gedrängt und zerrieben wird. „Wer da hat, dem wird gegeben,

auf daß er die Fülle habe, und wer nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat." Das ist der Grundsatz der Natur; da schwingt sich nur der Starke auf, und ohne Rücksicht auf den Schwachen, ja auf Kosten des Schwachen. Ist nun — diese Frage entsteht jetzt — die Menschheit auch nur Natur, ihr Leben auch nur ein Naturprozeß, Alles nur Darwinischer Kampf um's Dasein, oder geht, neben diesem Zug der Natur noch ein anderes Prinzip, neben diesem Darwinischen Kampfe noch ein anderes Streben durch die Menschheit?

Hier scheiden sich die Ansichten. Die Einen sagen. Eure Weise, Alles, auch das Schwächliche halten und retten zu wollen, ist Schwächlichkeit, ist Unnatur und Ohnmacht zugleich; denn was sich nicht oben halten kann, sinkt unter, trotz Euerm Heben und Helfen. Die Menschheit ist Natur; die gleichen Gesetze machen sich in ihr geltend wie in der Pflanzen- und Thierwelt. Sorge nur jeder in der berechtigten Weise für sich selbst; werde Keiner in seiner Entwicklung gehemmt; laßt Kapital und Maschine ungehindert walten; jeden, der Kraft hat, in dem allgemeinen Wettkampf laufen; dann stellt sich die Ordnung in der Welt durch diesen Kampf der Interessen von selbst her. — Die Andern sagen: Nein! die Menschheit ist nicht blos Natur; in der Menschheit lebt über dem natürlichen noch ein höheres Prinzip. Wenn die Natur sagt: Sorge jeder für sich selbst und frage nicht, ob das zur Förderung oder auf Unkosten des Bruders geschehe, so sagt dieses höhere Prinzip: „Ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des Andern ist. (Phil. 2, 4.) „Der edle Mann denkt an sich selbst zuletzt." (Schiller im Wilhelm Tell.) „Ich denke zuerst an das Wohlergehen meiner Arbeiter und dann an mein Interesse." (Fabrikant Quistorp in Stettin.) „Jeder Mensch strebt seinem eigenen Glücke nach, kann es aber stets nur in fremdem Glück finden. Sei es nun Gott, die Menschheit, das Vaterland, unser Familienkreis, oder was immer sonst, stets bedürfen wir außer unserer eigenen Person noch eines Gegenstandes, in dem und für den wir leben. Unser Glück hängt eigentlich nur davon

ab, daß es uns vergönnt sei, nach eigener Herzenslust den Zweck zu wählen, für den wir uns opfern. Ohne diese Freiheit und ohne eine solche Unterordnung unsrer eigenen Person gibt es in der Welt keine Zufriedenheit." (Der Ungar Eötvös.) Ja, jeder Mensch strebt nach seinem Glücke, aber der edle Mensch kann es nur erreichen in dem Glücke seines Mitbruders. Ja, die Liebe ist Selbstsucht; aber eine Selbstsucht, die uns nicht eher zur Ruhe kommen läßt, als bis der Bruder glücklich ist. Diese Liebe ist neben dem Darwinischen Bestreben, sich auf Unkosten des Andern zu erhalten, auch in der Menschheit, das höhere, das eigentlich menschliche, das christliche Princip. Sirach sagt: „Das Gute ist wider das Böse und das Leben wider den Tod und der Gottesfürchtige wider den Gottlosen geordnet. Also schaue alle Werke des Höchsten, so sind immer zwei wider zwei und eins wider das andre geordnet." Die Liebe ist wider die Selbstsucht geordnet, der Geist wider die Natur. Herr Rathsherr Sarasin in seinem Votum am Stuttgarter Kirchentag sagt: „Darin besteht die ethische oder sittliche Seite des Verhältnisses zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, daß neben dem im Allgemeinen geltenden wirthschaftlichen Gesetz von Nachfrage und Angebot noch das Gesetz in Kraft besteht: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst", wodurch jenes andere erst zu einer schönen Harmonie ergänzt und veredelt wird." In einer Abhandlung von Hrn. Pfarrer Schönholzer über Darwinismus und Christenthum heißt es: „Was an uns Menschen bloße Natürlichkeit ist und nicht in den Bereich der veredelnden Geistesarbeit treten kann, unterliegt im gleichen Grade wie alle andere Natur den in der Darwinischen Theorie besonders betonten Naturgesetzen. Die Pest wird nach wie vor Tausende und Tausende wegraffen und so wieder mehr Raum schaffen für die Entwicklung und Vermehrung der Uebrigen; kränkliche Eltern werden kränkliche Kinder erzeugen; diese werden unter gewöhnlichen Umständen früh wegsterben, die starken aber werden leben und gedeihen; der Ungeübte wird dem Geübten, der Ungeschickte dem geistig Regsamen nach wie vor geistig nachstehen; die Schreck-

nisse, welche der nothwendige Verlauf der uns umgebenden Natur mit sich bringt, werden sich auch fernerhin ohne Rücksicht auf das Verhalten des Menschen an ihm vollziehen. Diese Naturordnung wird bleiben. Aber gleich nothwendig wie diese relativ niedere ist in Gottes und seiner Welt Wesen begründet jene höhere Ordnung, daß unter den und den Umständen, zu der und der Zeit Genien auftauchen aus der Geschichte, welche die anderen Menschen heimisch machen in den bestehenden Ordnungen, so daß diese sich hinein finden können, Genien, welche den Menschen die ideale Kraft, die religiöse Denk-, Fühl- und Handlungsweise mittheilen, die das in Segen zu wenden vermag, was vorher als „mangelhafte Ordnung", als Fluch erschien. Mit eben derselben Nothwendigkeit, mit welcher auf dem blos natürlichen Gebiete, oder (weil ja: ob das menschliche Geistesleben auch noch in's Naturgebiet gehöre oder nicht, für viele ein bloßer Wortstreit ist) in den niedern Regionen des ganzen Naturgebietes der sogenannte Kampf um's Dasein gilt, gilt das von Gott dem menschlichen Geistesleben von Anfang an eingepflanzte und dann von Christo wieder in weltgeschichtlicher, epochemachender Weise zur Geltung gebrachte Princip der rettenden Liebe auch als Gesetz, welches jenes andere nicht aufhebt, sondern dessen Wirkungen nur so bearbeitet und eine solche Richtung ihnen verleiht, daß sie dem Wesen der Menschen entsprechen, so daß jene von uns der Deutlichkeit wegen so genannten niederen Naturgesetze diesem höhern Gesetz der Liebe das Material bieten, also das Christenthum nicht ausschließen, sondern als nothwendiges Gegenmoment gebieterisch fordern. Also: Mag immerhin der Kampf um's Dasein auch in der menschlichen Gesellschaft sich vollziehen, soweit sich diese nicht über die bloße Natürlichkeit erhebt, so ist doch in der Weltordnung, welche alles trägt, dafür gesorgt, daß in dem Maß, als sich die Gesellschaft zum wahren Geistesleben erhebt, dieses schreckliche gemeine Naturgesetz „in ein nach allen Seiten hin heilsames" umschlagen kann. Daß bei schlechter Erziehung die Anlagen des Kindes verkümmern, daß im Kriege der schlecht Bewaffnete dem besser Bewehrten unter-

liegt, daß im socialen Leben die habsüchtige Gewalt des Einen den Mangel und den Untergang des Andern zur Folge hat, — das Alles ist nicht Natur, sondern für die menschliche Gesellschaft selbstverschuldete baare Unnatur und Krankheit, und wird in dem Maße aufhören als das christliche Princip realisirt wird. Was die unabänderlichen Naturnothwendigkeiten, die zum Verhalten des Menschen in keinem Kausalzusammenhang stehen, betrifft, so hat das christliche Lebensprincip die Kraft, „sich Alles zum Besten dienen zu lassen." Und so bleibt es trotz des großen Sterbens, das allem Seienden schon beim Werden die Todesblässe anhaucht, doch beim Paulinischen: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?" und bei dem Worte: „Christus hat dem Tode die Macht genommen."

Wenden wir uns jetzt zweitens der Frage zu: Was sollen wir thun, und zwar der unschuldigen und schuldigen Arbeiterfrage gegenüber?

2. Was sollen wir thun?

Wenn nach Sirach Eins wider das Andre geordnet ist, und zwar das Gute wider das Böse, das Leben wider den Tod und der Gottesfürchtige wider den Gottlosen: was kann es da andres geben, als daß wir das Gute, das Sittliche, Rechte und Gerechte dem Bösen entgegenstellen, daß die Guten sich aufraffen, die Gottesfürchtigen zusammenstehen, daß wir wider die Noth, die Krankheit, die Unwissenheit, das Elend, in dem so viel Tausende dahinsterben, das Leben, die Freude, das Licht bringen. Wenn Herr Sarasin sagt: „Neben dem im Allgemeinen geltenden wirthschaftlichen Gesetze von Nachfrage und Angebot besteht noch das Gesetz in Kraft: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst", was kann es da für ein höheres Streben geben, als diese Liebe, welche die niedern Gebote und Ordnungen verklärt und veredelt, immer fester zu gründen und weiter zu verbreiten? Wenn Herr Schönholzer sagt: „Gleich nothwendig wie diese relativ nie-

dere Naturordnung ist in Gottes und seiner Welt Wesen begründet jene höhere Ordnung, daß unter den und den Umständen, zu der und der Zeit Genien auftauchen aus der Geschichte, welche die anderen Menschen heimisch machen in den vorhandenen Ordnungen, so daß diese sich hinein finden können, Genien, welche den Menschen die ideale Kraft, die religiöse Denk-, Fühl- und Handlungsweise mittheilen, die das in Segen zu wenden vermag, was als mangelhafte Ordnung, als Fluch erschien", was kann es Wichtigeres geben, als die Menschen auf die erschienenen Genien hinzuweisen, sie ihnen immer näher zu bringen; was kann es Besseres geben, als daß auch wir, wenn etwas von diesem Geiste in uns lebt, die Menschen neben uns in den vorhandenen Ordnungen heimisch zu machen und ihnen diese ideale Kraft, die religiöse Denk-, Fühl- und Handlungsweise beizubringen suchen? Mag also immerhin das wirthschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage bestehen, der Scharfsinn des Kaufmannes die Vortheile und Wechselfälle des Handels aufmerksam verfolgen, mögen die Arbeiter sich vereinigen, Herr und Arbeiter unausgesetzt thätig sein, wenn nur beide bei ihrem ersten und letzten Entscheid die Liebe als das höchste Gebot in ihrem Innern empfinden. Hr. Professor Böhmert schließt seine Schrift „über die Lage der Fabrikarbeiter" mit folgender Notiz: „Ein Mitglied der Industriegesellschaft von Mülhausen eröffnete vor einigen Jahren eine Sitzung dieser Gesellschaft mit den Worten: „Wenn man die Jahrbücher unsrer Gesellschaft durchblättert, so erkennt man, daß sie zu jeder Zeit seit ihrer Begründung von dem Grundgedanken geleitet gewesen ist, daß der Unternehmer seinen Gehülfen mehr schuldet als den Lohn, daß es seine Pflicht ist, seine Aufmerksamkeit ihrem leiblichen und sittlichen Wohle zuzuwenden, und daß diese Verpflichtung, durchaus sittlicher Natur, in keiner Weise zu erfüllen durch irgend eine Lohnbewilligung, stärker sein muß als die Rücksichten auf das Privatinteresse, welche bisweilen mit jenen Gefühlen, von denen Sie, meine Herren, sämmtlich beseelt sind, scheinbar nicht in Einklang zu bringen sind."

Also die Rücksichten auf das Privatinteresse dürfen vorhanden sein, aber wenn es zu einem Streit kommt, so muß die Verpflichtung gegen die Brüder die Oberhand behalten. Eine andere Lösung der socialen Frage gibt es nicht. Wir fassen jetzt Alles in das Wort des Meisters zusammen: **„Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet Münze, Till und Kümmel, und laßt dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Dieß sollte man thun und jenes nicht lassen.“** (Matth. 23, 23.) In diesem Spruch ist die Lösung der socialen Frage angegeben. Das Schwerste im Gesetz, die Hauptsache hilft, nicht die Nebensache; das Gericht, strenge, unparteiische Gerechtigkeit im eigenen Handeln und gegen den Bruder, ernste, lautere Sittlichkeit, die besser ist als die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer; helfende, rettende Liebe, der Glaube, die Gewißheit, daß es höhere, himmlische Güter gebe, eine sittliche Weltordnung, einen lebendigen, heiligen und vergeltenden Gott, ein ewiges Leben. Das löst die sociale Frage.

Wir haben das nun im Einzelnen etwas nachzuweisen. Wir beklagen immer mehr auch in unserm schweizerischen Vaterlande das Ueberhandnehmen von Veruntreuungen und Unredlichkeiten bei öffentlichen Verwaltungen. Wie ist da zu helfen? Mit immer größern Kautionen und immer schärferer Kontrole? In der neuen Finanzordnung soll der Bundeskassier nach Art. 10 dem Bunde eine Kaution von 100,000 Frk., sein Gehülfe von 25,000 Frk. und jeder Angestellte von 5000 Frk. leisten. Mit Recht wird von von einer Seite bemerkt: „Welch' ein Geständniß von der Bildung und fortgeschrittenen Religion! In dem großen Missionslager, in welchem jährlich circa 35 Millionen Franken ein- und ausgehen, hat man nach mehr als fünfzigjähriger Erfahrung keine solche Kautionen gebraucht.“ Kautionen, Kontrole, Strafen mögen das Ihrige thun; aber welche schwerfällige Maschinerie, welch' unerquicklicher Zustand, wenn man sich gegenseitig als Diebe behandeln muß! Welch' ein schöneres, gründlicheres Mittel, wenn

ein ernsterer Geist unser hohes und niederes Volksleben durchdränge. Wir klagen über das unfreundliche, unerquickliche Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten, über die Unzuverlässigkeit der Untergebenen. — Wird das besser durch höhere Löhne und verbesserte Dienstbotenordnungen? Das wird nur besser, wenn die Herrschaften die Dienstboten in altväterischer christlicher Weise wieder als Familienglieder, wenn auch als „zugewandte", als erweiterte ansehen und behandeln. Das Gleiche findet statt bei den Gesellen, Lehrjungen und Meistern. Wo man säuberlich alles von seiner Person fern halten will, sich mit nichts belästigen, alles nur mit Geld abmachen will, wo die heutige Theilung der Arbeit auch eine fabrikmäßige Theilung der Menschen wird, da hilft alles Reglementiren und Zahlen nicht. „Die Arbeiterfrage knüpft sich an das Reich Gottes und löst sich von selbst überall, wohin Menschen seine Freundlichkeit bringen." (Fabrikbesitzer Dieterlen in Rothau in den Vogesen.) Die Begüterten müssen und wollen heutzutage immer größere Steuern zahlen, um das andringende Proletariat, überhaupt die Besitzlosen sich fern zu halten. Thut das, zahlt immer größere Steuern. Das wird auch nicht helfen, wenn ihr euch nicht selber gebt, nicht selber arbeitet, selber ein mäßiges, nüchternes Leben führt, menschlich mit den Menschen umgeht. Das Proletariat, die besitzlose Masse wird immer nur begehrlicher. Der Appetit kommt ihr mit dem Essen und der Appetit ist erfinderisch; man wird immer wieder einen Vorwand finden, eine neue Steuer einzuführen, und am Ende bliebe über allen Scharfsinn hinaus noch die Gewalt. Die Besitzlosen selber werden durch alle Steuern nicht beglückter, wenn nicht auch bei ihnen die Gerechtigkeit herrscht, die jeden verpflichtet zu arbeiten, jedem Tag nur das Seine werden zu lassen, an fremdem Gut auch in feiner und feinster Weise sich nicht zu vergreifen. Die eigene Arbeit, der regelmäßige Verdienst ist die beste Steuer. Wie sieht man das, wenn in einer Familie eine Zeit lang der Verdienst stockt! Da mag die Armenpflege meinen, sie leiste eine große Unterstützung und der Empfänger mag es meinen. Aber

was ist sie im Vergleich zum ausgebliebenen Verdienst! Auch dem Besitzlosen ist nicht geholfen, wenn nicht die Liebe ihn drängt, zu arbeiten und das Seine zu schaffen, damit er habe, dem Nothleidenden mitzutheilen. Wo die Liebe ist, da kann auch das sogenannte Volk sich unter einander mehr helfen und nützen, als wenn einzelne Reiche in eine liebeleere Masse hineingreifen müssen. Ohne Gerechtigkeit und Liebe hilft der reichste Verdienst nicht. Wo beim Arbeiter keine Liebe herrscht zu seinen Kindern, für die er arbeitet, zu seinen Mitgenossen, unter denen er lebt, kein Glaube an edle Ziele, die ihm vorschweben, so hilft auch ihm der höhere Lohn nicht. Es wird aus vielen Industriezweigen berichtet, daß je die bestbezahlten Arbeiter die liederlichsten und ärmsten seien.

Man redet heutzutage in erster Linie von Lohnerhöhung. Wie gelangen die Arbeiter zu solchen Lohnerhöhungen? Durch Arbeitseinstellungen und durch Produktivgenossenschaften. Was die ersteren anbetrifft, so ist es schon zur Genüge gesagt worden, daß sie ein zweischneidiges Schwert seien, das weit öfter den verletzt, der es führt, als den, gegen den es gebraucht wird. Letztere, die Produktivgenossenschaften, haben gewiß eine Zukunft; aber so schnell, wie sich's viele denken, geht es gewiß nicht. Nur dadurch, daß statt eines Herrn viel Arbeiter zusammentreten, geht das Geschäft noch nicht. Dazu erfordert es in der heutigen Zeit sehr tüchtige Leute und die sind nicht von heute auf morgen da. Es herrschen über den Fabrikgewinn gewiß viel übertriebene Vorstellungen. Bei der heutigen Konkurrenz und den vielfach ausgespitzten Verhältnissen glaube ich nicht, daß sich der Reichthum gerade mit Rechen zusammenscharren lasse. Diese Produktivgenossenschaften haben eine Zukunft; die tüchtigen Leute werden kommen. Aber daneben wird der Einzelhandel und die Einzelindustrie auch nicht zurückbleiben, und durch das Tantièmesystem und die Theilhaberschaft am Gewinn, was natürlich ganz Sache des Arbeitsgebers ist, können sie den Produktivgenossenschaften eine gefährliche Konkurrenz machen. Der Einzelhandel und die Einzelindustrie werden gewiß neben den Genossenschaften bleiben. Die Genossen-

schaften selber werden nicht alle Arbeiter zu selbständigen Theilnehmern herbeiziehen; sie werden eine Aristokratie unter den Arbeitern bilden, was natürlich schon ein Gewinn und ein guter Anfang zu einem neuen Mittelstand ist; ein Plebs wird immer zurückbleiben. Ob der nun bei den Einzelherren oder bei den Genossenschaften um Lohn diene, ändert an der Sache nichts.

Was wird nun aber in dieser Zukunft das Verhältniß bessern und was bessert es jetzt, bis diese Zukunft gekommen sein wird? Am meisten die Gerechtigkeit und die Liebe. Wenn beim Herrn und beim Arbeiter der gute Wille vorhanden ist, wenn sie sich gegenseitig fördern wollen, statt in einem beständigen Krieg mit einander zu liegen. Im Kanton Glarus — und das wird keine Erfindung der spekulativen Glarner sein — kommt es vor, daß man dem Handdrucker zwei bis vier Tücher aufeinander gelegt zum Bedrucken gibt. Ebenso kommt der Maschinendruck immer mehr auf, durch welche beide Umstände mehr Arbeitshände erspart werden. Wie ist da zu helfen? Verbieten kann man den Maschinendruck nicht, jene vier Tücher über einander auch nicht, wofern nicht eine Schwächung des Arbeiters daraus hervorgeht, gegen welche die neuern Gesetzgebungen jetzt einen Schutz gewähren. Beschränken kann man das große Kapital so wenig als das kleine, die Verbindungen großer Kapitalisten so wenig hindern als die Arbeiterverbindungen; die große Maschine wird immer im Vortheil sein gegen die kleine. Was hilft da? Einzig und allein, wenn der Herr denkt: der Arbeiter ist auch ein Mensch; ich muß ihn auch leben lassen, ja nicht blos leben lassen, ich muß machen, daß es ihm wohl sei, daß er seine menschliche Bestimmung auch erreiche. Nur wenn die Großen sich *beschränken*, wenn sie das Gefühl haben: der Lohn müsse mit dem Gewinn in einem entsprechenden Verhältnisse stehen, wenn sie statt nur *gegen* die Arbeiter auch *für* die Arbeiter sich verbinden, wenn sie alle unter einander sich verpflichten, gewisse Schädigungen des Arbeiterstandes *nicht* aufkommen zu lassen. Auf Seite der Arbeiter und beim übrigen nicht eingeweihten Publikum herrscht vielfach die Meinung:

bei der gleichen Arbeit, die man den Herren thue, könnten sie den Lohn beliebig, ganz bedeutend erhöhen; sie blieben dennoch die großen Herren. Dagegen haben schon Industrielle bemerkt: Oft nehme eine ganz kleine Steigerung des Lohnes den ganzen Gewinn des Arbeitgebers weg. Und das wollen wir kleinere Leute uns nur recht deutlich machen, daß ein Einzelner, dem viele arbeiten, reich werden kann, ohne daß er diesen eigentlich viel nimmt, das ihnen gehörte — die Combination macht's; es dient ihm und dient uns — und daß, wenn wir es ihm unmöglich machten, nicht gleich wieder ein Anderer da wäre, der diesen Verdienst einrichtete. Doch ich will noch einen andern Mann über die Wichtigkeit des sittlichen Verhältnisses in dieser ganzen Angelegenheit reden lassen. Herr Professor Nasse in Bonn sagte in seinem Referat an den deutschen Kirchentag in Stuttgart: „Die Erhöhung des Arbeitslohnes und diejenige Verbesserung in der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter, welche auf Kosten des Gewinns der Arbeitgeber bewirkt werden kann, ist verschwindend klein gegenüber derjenigen, welche sich daraus ergibt, daß der Werth der Arbeitsleistung für den Arbeitgeber sich erhöht, mit andern Worten, daß Unternehmer und Arbeiter zusammen einen höhern Ertrag ihrer gemeinsamen Thätigkeit erzielen. Auf diese Produktivität aber der gemeinsamen Arbeit hat kein anderer Umstand größern Einfluß als die Bildung und sittliche Tüchtigkeit der Arbeiter. Wenn durch gesunde äußere Verhältnisse, was Wohnung, Kleidung, Nahrung angeht, durch Liebe zur eignen Familie, durch sittliche Selbstbeherrschung, durch Uebung des Verstandes die Arbeitskraft und Arbeitsfreude gehoben wird, ist überall der Arbeitsertrag einer enormen Steigerung fähig." Also auch hier haben wir wieder den Beweis daß Liebe und Gerechtigkeit, das sittliche Band, das Herren und Arbeiter verbindet, die Hauptsache sind, den Gewinn auf beiden Seiten steigern und das ganze Verhältniß bessern. Daß dann die Produktivgenossenschaften selber, die jetzigen und die künftigen, das ganze Kassen- und Hülfswesen nur Bestand haben durch Ge-

rechtigkeit, Liebe und Glauben, leuchtet von selbst ein. Nicht jeder hat da seinen Gewinn sicher vor sich; er muß das Seine auch hinzugeben wissen für den Bruder; er muß sich mit seiner tüchtigern Kraft, seiner bessern Einsicht und seinem größern Verdienst dem Ganzen und Gemeinsamen unterordnen. Ja selbst die liebe gute Allmeinde, der Rappen, den wir im Consumverein ersparen, kann wieder verloren gehen, wenn nicht Gerechtigkeit und Liebe vorhanden sind. Die Selbstsucht denkt: „Der Arbeiter hat Pflanzland von der Gemeinde; der Consumverein, die Speiseanstalt erleichtern ihm die Anschaffung seiner häuslichen Bedürfnisse; so kann ich ihm den Lohn schon etwas kürzen, oder doch nicht steigern," was bei der fortschreitenden Entwerthung des Geldes schon ein Kürzen ist, so daß auf diese Weise dem Arbeiter nicht blos alles Vorwärtskommen unmöglich gemacht, sondern ihm auch das Ringen darnach, alle Freude in Grund und Boden hinein verderbt wird. Kurz, es kommt auf den einfachen Satz heraus: Entweder Liebe oder Selbstsucht! Die Liebe ist ein Wetteifer Aller für Alle; die Selbstsucht ein Krieg Aller wider Alle.

Erlauben Sie mir noch ein Wort über die so wichtige internationale Arbeiter-Association. Die Idee, welche dieser Vereinigung zu Grunde liegt und welche vielen ehrlichen Freunden derselben noch heute vorschwebt, „die Solidarität der Interessen der europäischen Arbeiter" ist gewiß eine berechtigte und richtige. Diese Verbindung, wenn sie — wie die Arbeiterzeitung Nro. 13 d. J. sagt — „vernünftig, edel und sittlich geleitet wird", kann gewiß zum Wohle der Arbeiter mitwirken. Aber was wird aus ihr, wenn die Gerechtigkeit und der Glaube fehlt und wenn die Leitung derselben in den Händen von Führern ist, welche mit den Pariser Mordbrennern offen zu sympathisiren wagen?" Die Arbeiterzeitung fährt dann fort: „Die Gesammtmasse der Arbeiter, der viel dürftigern ländlichen wie der industriellen, kann nicht von oben herab dauernd beglückt werden, sondern muß sich allmälig von unten auf durch Arbeit und Sparsamkeit und solidarisches Zusammenhalten vorwärts bringen. Jede Gewalt und jeder Krieg

bringt die Masse immer weiter zurück. Friede ernährt, Unfriede verzehrt." Die Arbeiterzeitung redet von solidarischem Zusammenhalten? Warum wollt ihr Arbeiter nur solidarisch zusammenhalten? Warum sagt ihr nicht: „Wenn wir uns lieben?" Ist denn die Liebe nicht auch ein solidarisches Zusammenhalten? O wie wären wir in der Sache so oft und mit so vielen eins, wenn wir nur die gleiche Sprache redeten, wenn wir nur den guten Willen hätten, uns unter einander zu verständigen!

Ich habe bis jetzt vom Glauben noch nichts gesagt. Wie wir die Kraft finden können zu einem gerechten Leben oft mitten unter der größten Ungerechtigkeit, unter Druck und Verfolgung; zu einem Leben der Entbehrung oft dicht neben der unbändigsten Genußsucht und Verschwendung ohne den Glauben an einen Gott, der die Gerechtigkeit ist und die Gerechtigkeit will, und durch alle Trübungen hindurch verwirklicht; wie der Mensch, wenn er sich für nichts anders hält als für ein blos sinnliches Wesen, daran verhindert werden kann, sich alles anzueignen, was ihm zu seinem sinnlichen Behagen dient, sofern es in seiner Macht steht, ist für mich ein Räthsel. Selbst Mazzini, der den italienischen Arbeitern abräth, sich an der internationalen Association zu betheiligen, weil sie die Existenz Gottes leugne, sagt von dieser Existenz: „Sie ist die einzige feste, unentwegbare Grundlage der gegenseitigen Pflichten und Rechte. Mit der Untergrabung dieses Glaubens wird auch die Existenz eines obersten Moralgesetzes über alle Menschen vernichtet und damit auch die Möglichkeit eines Fortschrittes."

Man legt bei der Arbeiterfrage das größte Gewicht auf die Bildung. Wo die Presse davon redet, wo Arbeiterversammlungen sind, wo liberale Staatsmänner zusammenkommen, überall ist es die Bildung. Aber was für eine Bildung? Unter hundert Fällen ist es neunundneunzigmal nur die Verstandes- und technische Bildung. Ja in seinem Verstande, in allen diesen irdischen und technischen Dingen soll der Mensch gebildet werden; seine Verstandeskräfte sollen alle geweckt und entfaltet werden, daß er

sich in der Welt regen und bewegen kann, wehren wider allen Druck und Vergewaltigung. Er muß mit seinem Verstande es einsehen, daß die Arbeit die erste Quelle alles Wohlstandes ist, daß man nur durch weises Zurathehalten aller Dinge zu etwas kommt. Er muß es einsehen, daß nicht alle, die agitiren, seine Freunde sind; er muß den Freund von dem Feind unterscheiden können. Aber diese blos verständige, die bloße technische Bildung thut es nicht. Jakob Grimm sagt von der Wissenschaft: „Sie bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter. Aber was ist sie gegen die Grundlage des Daseins werth, ich meine gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor den göttlichen Geboten?" — Wenn das von der hohen, erhabenen Wissenschaft gilt, so wird es wohl auch von der kleinen Wissenschaft des Volkes gelten, daß auch hier die ungebeugte Ehrfurcht vor den göttlichen Geboten das Höhere sei. Ja dem Rufe gegenüber: „Nieder mit dem Respekt!" muß die ungebeugte Ehrfurcht auch vor dem Göttlichen in menschlichen Einrichtungen und Personen wieder kommen. Ich begreife geradezu die Staatsmänner und die Schulmänner nicht, welche meinen, der Kirche und der religiösen Erziehung überall entgegen treten zu müssen und nur mit der Bildung des Verstandes und des natürlichen, selbstsüchtigen Menschen die Welt und die Gesellschaft retten wollen. Nur aus dem Vorhandensein des ultramontanen Wesens, das nicht Christenthum, Selbstverleugnung, hingebende, dienende Liebe ist, kann ich es mir erklären, daß so viele gegen Religion und Kirche sich erheben. In einer Recension von Hagenbachs Vorlesungen über die Kirchengeschichte (Allg. Augsburg. Zeit.) heißt es: „Jedem tiefer Denkenden wird offenbar, daß die Religion, und die Religion in der historischen Gestalt einer Kirche eine Institution ist, deren Bedeutung für den Zusammenhalt der allgemeinen Ordnung nicht unterschätzt werden darf. Aber noch mehr. Die Kirche gibt dem einfachen Menschen seine Metaphysik, sie erhebt seinen Blick über das blos physische Leben und seine Bedürfnisse hinaus, sie ist für die Meisten die Vermittlerin der

Kultur. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, in den großen Centren des industriellen Lebens die tiefe geistige Noth zu beobachten, die dort der Kampf ums Dasein schafft, der wird die Institution preisen, welche dem Armen in der Nacht seines Lebens (und füge ich hinzu, auch dem Reichen in der Nacht, die für ihn und oft in seinem ganzen Leben vorhanden ist) „noch einiges Licht gewährt, die ihm eine innerliche Kraft gegen den Druck der traurigsten Verhältnisse schenkt. Die Arbeit des Denkens ist nicht für Alle; mag eine philosophische Natur für sich der Stütze einer religiösen Metaphysik entbehren, mag der Gebildete" (sofern er ein Egoist ist und das Rückert'sche Wort nicht kennt: Gern will ich, ein gemeiner Christ, Gezählt sein zu den Andern, Mit denen mir beschieden ist, Den Weg zum Grab zu wandern,) „in seinem Lebenskreise der Kirche nicht bedürfen — die Völker bedürfen ihrer. Mit solcher Einsicht muß aber jeder Leichtsinn verschwinden, der mit der Zerstörung der Kirchen der Menschheit zu nützen glaubt; es kann sich nur der Wunsch einstellen, daß eine Gestaltung der Kirche gewonnen werde, welche mit dem Staate in der Lösung der großen Kulturaufgaben zusammenwirkt."

Die Gerechtigkeit, die Liebe und der Glaube oder das Christenthum retten die Gesellschaft. **„Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein andrer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden."** (Apost. Gesch. 4, 12.) Es hat dieser Gedanke, daß in einem Namen und in einer Person eine solche Gewalt liegen soll, etwas Schweres; aber der Apostel, der dieses Wort gesprochen, hat damit einen unendlich weiten und großen Blick gethan.

Wenn wir sagen, die Gerechtigkeit, die Liebe und der Glaube lösen die sociale Frage, so hat das natürlich nicht den Sinn, als seien diese das Einzige, das bei der Arbeiterfrage in Betracht falle, oder als müßten die Menschen zuerst alle gerecht, liebend und glaubend sein und könnte man dann erst mit dem Uebrigen beginnen. Gerechtigkeit, Liebe und Glaube sind nur die Hauptsache, die Seele,

der Geist, der Alles durchdringt, die Seele, ohne welche das Uebrige nur eine leblose Hülle, Münze, Till und Kümmel, ein Joch ist, unter dem wir uns plagen und doch den socialen Frieden nicht erringen. Leib ist nun in der Arbeiterfrage, wie wir schon genannt haben, dieses Arbeiten selber, die verständige, technische Bildung der Arbeiter, ihre verschiedenen Vereinigungen, das Wohnungswesen, eine richtige Ernährung, Familienleben, Allmeinde, Auswanderung; wenn viel kleine Maschinen über das Volk zerstreut, viel kleine Mittelpunkte geschaffen werden, daß die Maschine, die den Mittelstand zerschlagen hat, gezwungen wird, wieder einen neuen Mittelstand zu bilden. Gerechtigkeit, Liebe und Glaube sind nur die Hauptsache, das Schwerste, das, was am meisten hilft. Der Herr Jesus hat diese Dinge als die wichtigsten genannt; aber bis hinunter zum Letzten, zum Versteuern von Münze, Till und Kümmel stand noch manches Schöne und Gute im Gesetz. So gibt es neben der Gerechtigkeit, Liebe und Glauben noch manche andre Hülfe zur Lösung der Arbeiterfrage. Alle obigen Dinge können wir auch als so viel Hülfen bezeichnen. Ueber sie sagen wir hier weiter nichts, weil sie zunächst nicht vor uns gehören; wir haben das Andre zu betonen. Nur über zwei Punkte erlaube ich mir einige Bemerkungen, über das Familienleben und die Auswanderung.

Wo Arbeiter sind wie in den Städten, ohne Vaterland, ohne Gemeinde, Arbeiter, die nur Menschen sind, da soll allerdings für jede Gruppe der Arbeitsherr einen lichten, erhebenden, sammelnden Mittelpunkt bilden. Aber man wechselt oft den Herrn. Das noch viel schönere und bessere Mittel, in diese unterschiedslosen Massen Organisation, Licht, Ordnung, Freude zu bringen, ist das eheliche und Familienleben. „Wir sind nur Menschen ohne Heimath und Vaterland; denn die ursprüngliche Heimath und das Vaterland sind weit weg, und es ist lange her, seitdem wir sie verließen. So wollen wir wenigstens ein glücklicher Mann, ein glückliches Weib, Vater und Mutter und gute Kinder werden." Das Familienleben bringt Organisation, Licht, Freude und Frie-

den in diese unterschiedslosen Massen. Ein Daheim ist eine Hauptsache. In der Fabrik muß man unter einem Haufen leben, gemeinsam, hat nichts Eigenes, Besonderes. Ist es mit der Wohnung auch noch so, gehört diese allen und keinen, oder ist man gar zur Miethe und unter vielen, dann ist gar alle Freude dahin. Wir müssen in ein Daheim uns zurückziehen können, ein eigenes Weib, eigene Kinder, ein eigenes Sächlein haben, dann mögen wir schon so und so viel Stunden draußen zubringen. Aber in der Fabrik in der Welt sein und daheim wieder in der Welt, das ist zu viel Welt. Ueber das Daheim füge ich in ökonomischer Beziehung noch etwas bei, das Sie vielleicht auch interessirt. — Man hört oft das Wort — und vielleicht findet man es auch hin und wieder in unserm Munde: „Ja, was ist eine Wohnung, die sich der Arbeiter endlich zu Stande bringt! Das sollte sich von jedem Menschen von selbst verstehen, daß er eine rechte Wohnung habe! Das ist ein armes Kapital! Produktivgenossenschaften, die wären das Rechte, da regnet es Geld!" Ich halte die Produktivgenossenschaften auch für sehr wichtig, namentlich in moralischer Beziehung, weil sie viel selbständige Leute erzeugen. Aber was den bloßen Geldpunkt anbetrifft, sagt hierüber A. Penot (in seinem Bericht an das Departemental-Comite des Oberrheins für die allgemeine Industrieausstellung von 1867): „Man spricht viel von den Pionnieren von Rochedale, denen es gelungen ist, sehr bedeutende Summen aufzuhäufen, und die nun verwendet werden, um große Unternehmungen auszubeuten. Man führt sie als Beispiel dafür an, was eine große, gut geleitete Genossenschaft leisten kann, und man hat Recht. Man wird mir indessen gestatten, diesem System das der Arbeiterheimstätten von Mülhausen vorzuziehen. Man theile das genossenschaftliche Vermögen der Pionniere unter sie, und man wird sehen, daß der einen jeden treffende Theil viel geringer ist als der Durchschnitt des Ersparten eines Eigenthümers der Arbeiterwohnungen. Ueberdieß hat dieser den großen Vortheil, daß er eine gute Wohnung hat und zu Hause ist, und sein kleines Kapital ist gewiß viel sicherer

angelegt, als in industriellen Anstalten, welche keine Garantie bieten für den sehr möglichen Fall eines Verlustes."

Anschließend an das Familienleben sage ich: Einem soliden Familienleben, einem soliden Zusammenhalten, Zusammensparen und Zusammensichfreuen bietet einen mächtigen Rücken ein solides Gemeindeleben, wenn die Gemeinde etwas hat, nicht Gemeindsschätze, die leichtsinnig verwaltet und noch leichtsinniger vergeudet werden, aber solides, urchiges Gemeindeland, Boden, von dem jeder sein Stück zu eigener Benutzung bekommt. — Ueber die Auswanderung nur das kurze Wort: Es kann eine Gemeinde- und Vaterlandsflucht geben, eine Genußsucht, einen Uebermuth, die auswandern und die dann auch oft redlich gestraft werden. Aber wo die Verhältnisse so sind, daß Arbeiter um kleinen Lohn einander bittere Konkurrenz machen, wo selbst das liebe Christenthum sich fruchtlos abarbeitet, übervölkerte, unnatürlich gewordene Zustände zu verbessern, da sehe ich nicht ein, warum nicht christliche Arbeitsherren und christliche Consumenten freundlich und liebreich Hand bieten sollten, daß auch auf diese Weise die Lage des Arbeiterstandes verbessert würde. Ich sehe nicht ein, warum nicht die Besitzenden auch aus Interesse mithelfen, daß dieses an manchen Orten so gefährliche Proletariat auf diesem Wege etwas gelichtet würde. Herr Pfarrer Lang aus Schaffhausen, der seinen Landsmann hier nicht im Stiche läßt, sagt über dieses Kapitel: „Was hilft's, wenn der Staat durch Schulbildung so viel Keime in einen Boden pflanzt, wo sie sich gar nicht entwickeln können? Ist's da nicht geboten, solche Kulturmenschen auf einen Boden zu verpflanzen, wo sie gedeihen?"

Wenn wir sagen: Gerechtigkeit, Liebe und Glauben seien das Erste und Wichtigste, so hat das, wie schon bemerkt, fürs Zweite auch nicht den Sinn, als müßten wir mit Obigem allem warten, bis die Menschen gerecht, liebend und glaubend wären. Nein, Leib und Geist wachsen mit einander und an einander, eines fördert das andere. Nehmt also, ihr Arbeiter, Genossenschaften z. B. an die Hand und wenn ihr noch nicht alle in der Gerechtigkeit

und Liebe vollkommen seid. Das kommt dann an und mit dem Genossenschaftswesen. Das führt uns auf die dritte Bestimmung. Wir können die Gerechtigkeit, die Liebe und den Glauben nicht leer und zumeist durch Worte in die Welt hinstellen. Das geschieht zumeist durch Sachen, durch Einrichtungen und Anstalten. Redet, Fabrikherren, wie Quistorp es thut, von Zeit zu Zeit direkte und in ganzer Versammlung zu den Arbeitern. Aber das Meiste geschehe dann durch eine gute Ordnung in der Woche, durch zweckmäßige Einrichtungen, durch euer eigenes Beispiel. Arbeiter, steckt auch ihr die Köpfe nicht zusammen: „Wie werden wir gerecht, liebend und glaubend?" Redet ein paar mal draus, macht euch die Aufgabe klar. Aber dann wieder tüchtig gearbeitet, geheirathet, einen Hausstand geschaffen, den Sonntag gefeiert, Vereine gestiftet, auf Gott geschaut und Jesum, den Freund und Versöhner beständig in der Mitte. Dann kommen unter diesen Dingen, in der Kirche, in der Fabrik, im Konsumverein, am Bett eines kranken Mitbruders diese lieblichen Gaben von selbst.

Wer soll nun bei diesem Streben nach Gerechtigkeit, Liebe und Glauben vorangehen? „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern." Alle Christen sollen dabei sein, aber in erster Linie alle, welche durch Stellung und Begabung, durch geistigen und materiellen Besitz voran stehen. Alle Christen, und ja nicht etwa nur die Geistlichen allein. Das Genfer Referat sagt: „Unsere Frage sollte nicht lauten: Was hat die schweiz. reformirte Kirche, sondern: was haben die schweizerischen Christen zu thun?" Ja ich halte das geradezu für einen Beitrag zur Lösung der socialen Frage von unsrer Seite, daß wir es laut erklären: Nicht wir lösen die sociale Frage; das thun nur die Christen und je die am höchsten Gestellten am meisten. Die Pfarrer sollen nicht zittern und zappeln: Wie nehmen wir der Welt diesen Alp ab, der sie drückt? Ja, zittern sollen sie, bange werden soll es ihnen, aber nicht ihnen allein. Sie sollen hinauf steigen auf die Zinne, sie vor allen aus, und sollen in die Nacht hinein rufen: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich

Christus erleuchten!" Sie sollen die Welt wecken und warnen und allen zurufen: Da ist die Gefahr! da ist das Heil! Die Gefahr droht Allen. In Paris sind Geistliche gefallen, aber im Verhältniß viel mehr Weltliche. Es ist geistliches Gut geraubt worden, aber auch Staatsgut und Fabrikantengut. Kirchen sind zerstört worden, aber mehr noch wissenschaftliche und Kunstschätze. Wenn Euch, Staatsmännern, Fabrikherren, Gelehrten und Künstlern und Männern der Volksschule nicht mehr daran gelegen ist, so können wir beim Untergange auch dabei sein. Alle müssen wir Hand anlegen und je die Höchstgestellten am meisten. Diese Pariser Ereignisse und was sich jetzt da und dort in verschiedenen Ländern dran schließt, sind eine furchtbare Anklage wider alle Gebildeten und Besitzenden, wider die Staats-, Kirchen- und Schulmänner. Es ist gesagt worden: Jedes Volk verdiene die Regierung, die es habe. Ich möchte auch sagen: Die Regierungen haben Völker, die Besitzenden Besitzlose, die Gebildeten Ungebildete, wie sie sie verdienen. Muß man sich wundern, daß die Staatsordnungen in allen Fugen knarren, wenn so viel Staatsmänner mit Religion und Kirche nichts mehr anzufangen wissen? Ist es den armen Arbeitern zuzumuthen, sie sollen alle Sonntage zur Kirche gehen; der Pfarrer lehre sie da hübsch den Gehorsam und die Geduld, wenn der Herr über den Gottesdienst spottet? Ist es nicht begreiflich, daß im Leben der Kleinen Genußsucht und Unredlichkeit überhand nehmen, wenn Staatsmänner mit den Finanzen des Staates spielen, wenn im Handel Schwindel und Spekulation alle gesunden Verhältnisse verdrängen? Ist die ungebeugte Ehrfurcht vor den göttlichen Geboten, Pietät gegen das Göttliche in menschlichen Einrichtungen und Personen bei den Erwachsenen zu suchen, wenn die Schule von der Volksschule an bis zur höchsten Schule nicht in erster Linie diese Pietät bei der Jugend pflanzt?

Die Christen sollen das thun und in erster Linie die, welchen viel gegeben ist. Was sollen nun wir thun, die wir unter den Christen vorzugsweise die Lehrer und Förderer der Gerechtigkeit,

der Liebe und des Glaubens sein sollen? Damit wenden wir uns zum dritten und letzten Theil unsrer Arbeit.

3. Was sollen wir Pfarrer thun?

Das Meiste thun wir als Christen wie jeder unserer Mitbrüder, dann einen Theil als Pfarrer überhaupt, so daß uns nur noch ein Geringes übrig bleibt, das wir Besonderes der Arbeiterfrage gegenüber zu thun haben. Ja es entsteht nun überhaupt die Frage: Gibt es etwas Besonderes für uns, das wir nicht auch sonst zu thun hätten? Erfüllen wir nicht gerade in dieser Beziehung unsere Aufgabe am besten, wenn wir im Allgemeinen rechte Pfarrer sind?

Hier scheiden sich zwei Partheien aus. Die Einen sagen, mit Herrn Pfarrer Krauß an der Spitze, wenn auch nicht immer ganz im gleichen Sinne: „In der Kirche liegt nur das Amt der Versöhnung; sie ist die Gemeinschaft der Bekenner des Erlösers; als Kirche geht sie absolut nichts an, als was Bezug hat auf die durch Jesum Christum vollbrachte Versöhnung des armen sündigen Menschen mit Gott.“ Die Andern möchten die Kirche aufgehen lassen in innerer Mission, in einem Wirken an den Unwissenden, Kranken und Armen. Dieses Eine oder Andere, dieses Entweder — Oder hat für mich etwas rein Unverständliches. Warum muß es nur das Eine oder Andere sein? Warum können es nicht Beide sein? Die Hauptsache ist unsere Versöhnung mit Gott durch Christum, das Wichtigste ist, für Herr und Arbeiter, wenn wir Frieden haben mit Gott. Aber gibt es nicht auch eine Versöhnung mit der Welt? Wenn der Arme sieht, wie viel Noth und Ungleichheit gehoben werden könnte, wie er und viel Andere unschuldig in viel Elend sich befinden, das bei gutem Willen der Menschen „und wenn der Pfarrer recht wollte“, gehoben werden könnte, und es wird nicht gehoben, so schlägt die Versöhnung mit Gott durch

Christum wegen der Sünden nicht recht an; der Mensch hat, wenigstens bevor er gerade an's Sterben kommt, keine rechte Freude daran. Gibt es nicht neben der Versöhnung mit Gott wegen unserer Sünden nicht noch eine andere Versöhnung mit Gott, die auch gut und wünschenswerth wäre? Wenn der Arme die gar große Ungleichheit sieht, und es nicht begreift, daß das gerade für alle ewigen Zeiten so sein müßte, und es wird doch wenig daran geändert, und er hat für sich und seine Kinder keine Aussicht, daß seine Lage sich je erheblich bessern werde, so hat er auch keine Freude an Gott. Ja die Kirche ist die Gemeinschaft der Bekenner des Erlösers, aber nicht nur des am Kreuze sterbenden und uns mit seinem Tode versöhnenden Erlösers, sondern auch des lehrenden, heilenden und speisenden Erlösers.

Doch ich werde Sie nicht alle einigen und will daher weiter gehen und gleich einen Punkt von Bedeutung nennen, der sich hier anschließt. Herr Pfarrer Knus von Veltheim sagt in seinen Reflexionen zu der Synodalproposition von Herrn Dekan Oschwald, daß unserm Wirken auf die Arbeiterbevölkerung vielfache Abneigung von Seite derselben entgegentrete. Als einen Grund dieser Abneigung bezeichnet er den „Verdacht, der bei den untern Klassen herrsche, daß die Kirche im stillschweigenden Einverständniß mit der Klasse der Besitzenden das Werkzeug sei, die Massen zu zügeln, in Gehorsam, Botmäßigkeit und Unterwürfigkeit zu erhalten." Dieser Verdacht mag vorhanden sein und an manchen Orten mit Grund. Aber in unserm schweizerischen Vaterlande würde ich auf den nicht viel geben. Wer sehen will, der sieht, daß unsere schweizerisch-reformirten Geistlichen nicht nur gehorsame Diener der Herren sind, daß unter ihnen nach Verhältniß so viel Männer sind als unter jedem andern Stande, die für wahre Volksbefreiung und Volksrechte einstehen. Es mögen uns viele nicht, weil sie überhaupt von Kirche und Religion nichts wissen wollen. Ihr könnt ihnen sein und predigen wie ihr wollt, so ist's ihnen nicht recht; ihr trübt ihnen

das Wasser, und wenn ihr unterhalb von ihnen trinkt. Auch die andere Fabel, die noch immer aufgewärmt wird, als wüßten wir die Armen mit nichts Anderm als mit dem Jenseits zu vertrösten, und hätten kein Herz für ihre diesseitige Noth, wollen wir füglich unter's alte Eisen werfen, und nicht minder auch das dritte Märchen, als wären nur radikale Staatsmänner für Volksbildung und wir alle Rückschrittsleute. Herr Pfarrer Knus redet von dogmatischer Predigt. Ich erblicke auch hierin, wenigstens in unserm Lande, nicht die größte Gefahr. Es kommt überall auf die Persönlichkeit an, auf den Ernst und die Liebe. Die Frage liegt mir, den ordentlichen und braven Armen gegenüber, schwerer auf dem Herzen: Sind wir nicht zu reich, zu vornehm, zu weltlich? Ist's uns nicht zu wohl, als daß sie mit Freuden und mit Vertrauen sich zu uns halten dürften? Schon Herr Romang im angeführten Referat (1847) äußerte sich in diesem Sinne. „Der christliche Geistliche muß die kommunistischen Gesinnungen als unchristlich bekämpfen, muß zum Dulden, Entsagen ermahnen, auch wenn er die Leiden der Armen auf's Lebendigste mitempfindet. Er wird dem, welcher mit ingrimmiger Wuth unter seinen Entbehrungen knirscht, also schon deswegen als theilnahmlos, ungerecht und feindselig vorkommen. Lebt er nun überdies in ziemlichem Wohlstande, gehört er selbst zum Herrenstand, so ist es unvermeidlich, daß seine Ermahnungen dem Proletarier beinahe als Hohn vorkommen müssen. Dem Proletarier ist keine Wahrnehmung so gewiß wie der Satz schlechthin gleicher Berechtigung, und er fühlt seine ganze, bei der physischen Kraft eines Arbeiters auch mächtig strebende Begehrlichkeit aufgeregt durch wirklich oft unentbehrliche Entbehrungen — und nun tritt ein Mann in feinen Kleidern, der wohlgenährt aussieht, an ihn heran, und ermahnt zur Geduld, zur Hoffnung auf ein Jenseits, an das der Andere bereits nicht mehr glaubt, und muthet ihm zu, nicht nur aller Eingriffe in das Eigenthum der Reichen sich zu enthalten, sondern predigt ihm sogar: Laß dich nicht gelüsten!

Der Widerwille solcher Leute gegen die Geistlichen wird ganz naturgemäß größer als gegen die besitzende Klasse überhaupt." Und an einem andern Ort: „Wenn der Geistliche bei der vorzüglichsten Bildung der Zeit selbst so arm wäre wie der Proletarier, mit wie anderen Augen würde dieser ihn anschauen! Wir werden dem Kommunismus und dem, was ihm verwandt ist, am sichersten entgegen wirken, wenn wir selbst im umgekehrten Sinne uns zu Kommunisten machen. Solche Geistliche, wenn sie möglich wären, müßten zum zweitenmal die Welt erobern!" Es ist schwer, gegen diese Darstellung aufzukommen. Es liegt hier ein Stein vor unseren Füßen. Nur einige Bedenken will ich äußern. Das Wegwerfen des irdischen Besitzes thut es allein nicht; es kommt auf das Herz an. Der heil. Franz von Assisi hat zu seiner Zeit diese heilsame Reaktion in der verweltlichten Kirche hervorgerufen, nicht weil er sein Vermögen dahingegeben, sondern weil er dieser heilige, glühende Franz von Assisi war. Wären wir alle wie dieser heilige, glühende Franz von Assisi, gut! Aber das ist Gottes Sache, das können wir uns nicht nehmen. Nur dadurch, daß wir Alles wegwerfen, wären wir noch nicht solche Männer; es kommt auf das Herz an. Es gibt arme Geistliche und Geistliche, die in ihrem Reichthum so geachtet sind, daß sie es ohne denselben nicht mehr sein könnten und sie kehren die Welt auch nicht um. Die Welt will von mehr Seiten angefaßt sein. Es kommt auf das Herz an. Man kann arm sein im Reichthum und in der Armuth so kläglich, so verzagt, so neidisch auf allen Besitz und alles Glück außer uns, daß man auch in der größten Dürftigkeit ein Reicher ist. Aber wohl thun wir auf jeden Fall, wenn wir die Erzählung vom reichen Jüngling nie vergessen, und es tief zu Herzen nehmen, daß es schwer sei, ein Pfarrer zu sein.

Anschließend an das sage ich noch etwas vom volksthümlichen Wesen, das man auch sonst noch, namentlich im Reden und in der Seelsorge von uns fordert. Es verhält sich mit dem

wie oben mit dem Vermögen. Das Genfer Referat sagt: „Man kann von vornehmer Geburt sein und sehr volksthümlich und direkte vom Volk herstammen und sehr unpopulär sein; es kommt auf das Herz an." Das Volksthümliche ist mehr eine Gesinnung als eine Kunst. Allerdings muß man gut beobachten, ruhig sein, klar; aber dann überhaupt kein Wesen wollen machen, keinen Schein, nichts für sich suchen, nicht zudringlich sein. Es gibt Viele, die das Rechte wollen, aber sie können es nicht anders als mit Ostentation thun, feierlich oder mit Herablassung.

Wie sollen wir predigen? Gibt es der Industriebevölkerung gegenüber vielleicht eine andere Predigt? Nur in dem Sinne gibt es eine andere Predigt, daß wir ganz natürlich, ohne Kunst und besonderes Studium unter der Industriebevölkerung manche Verhältnisse berühren werden, die wir, wenn wir ganz die gleichen Pfarrer wären, in landwirthschaftlichen Gegenden ganz unerwähnt ließen. Aber daß wir etwa, wie viele meinen könnten, der Fabrikbevölkerung moderner predigen sollten, als der altväterischen bäuerlichen — nein! Die Erfahrung zeigt, daß beide Arten der Predigt Zuhörer haben und beide keine. Es kommt am meisten auf die Persönlichkeit an. Predige Jeder nach seiner Art und Weise. „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern." Das ist die Hauptsache. Ueber den Inhalt der Predigt hielte ich dafür, daß die Poesie, die schöne Wunderwelt der Bibel, das Konkrete auch der Arbeiterbevölkerung gegenüber das Bessere sei, als das blos Verständige und Abstrakte in einer ohnedieß schon so verständigen und abstrakten Zeit. Das heutige erregte sociale Leben legt uns die Gefahr nahe, daß wir auch auf der Kanzel uns zu vertraulich und zu speziell mit solchen Dingen beschäftigen. Wenn wir aber da nur so reden, wie man es in einer gemeinnützigen Gesellschaft, in einer Arbeiterversammlung auch sagen könnte, so ist das kein Predigen mehr. Das Alltägliche und Gemeinverständliche hebt das Leben nicht, das ist nur der Leib; die Seele hebt das Leben, das Wunderbare, das Ideale. Für das Alltägliche und Gemeinverständliche sorgt heutzutage

reichlich das übrige Kulturleben, dem wir ja alle Christen auch angehören. Lassen wir nur aller dieser Bildung Raum, haben für Alles einen liebenden Sinn; aber in der Kirche wollen wir pflegen und hochhalten das Heilige, das Wunderbare.

Um ein letztes, auch noch hieher gehöriges Verhältniß zu berühren, das die Menschen jetzt so sehr scheidet, das namentlich auch unter der aufgewecktern Industrie- und Stadtbevölkerung so viel zu reden gibt, das Bekenntniß, so glaube ich für mich und predige einen lebendigen Gott, Vater und Herrn Himmels und der Erden und ein ewiges Leben, und muß ich einen Erlöser haben, der für mich gestorben ist und an den ich mich in meinem Leben und Sterben halten will. Aber um Alle zu gewinnen in dieser zerfahrenen Zeit, um Alle zu Einem Kampf und unter Eine Fahne zu rufen wider alle Nöthen und Schäden gerade auch in dieser Zeit würde ich kein anderes Bekenntniß aufstellen als das: „Simon Johanna, hast du mich lieb?" Wer Jesum lieb hat, und den müssen alle lieben, der wäre mein Freund und mein Bruder. Ich würde nichts über Gott sagen und wenn mir das Herz zitterte, daß nicht Alle den nahen gegenwärtigen Gott erkennen; keinen Satz aus der Moral aufstellen, nur das Eine: „Er das Haupt und wir die Glieder." Wäre die Christenheit nur einmal wieder diese große Vereinigung — „O Christenthum, du großes Liebesband!" — dann käme das Andre von selbst.

Nachdem wir zu zeigen gesucht, wie die Hauptsache in unserm allgemeinen Wirken liege, das nur nach Umständen etwas modifizirt werden müsse, fragen wir noch zum Schluß: Gibt es etwas Besonderes, das wir Geistliche in der Arbeitersache zu thun haben, und bejahenden Falls: was ist dieses Besondere?

Das erste Besondere ist, daß wir diese socialen Dinge kennen, nicht in dem Sinne, daß wir dann für jedes Uebel ein besonderes Heilmittel hätten. Der Herr Jesus hat das Leben seines Volkes auch gekannt — das sehen wir aus allen seinen Reden heraus — aber Heilmittel verordnet hat er nur wenige.

Die Lebensweise, die Bedürfnisse, die Versuchungen, die Nöthen dieser Bevölkerung müssen wir kennen. Wir müssen das wirthschaftliche Leben kennen. Mehrere unserer Referenten, namentlich die Sektionen Baselland und Genf dringen darauf, daß in das theologische Studium auch Nationalökonomie aufgenommen werde, so gut als Pastoralmedizin. Baselland sagt: „Die Arbeiterfrage bringt zur Erkenntniß, daß die Theologie ihre Schüler mit viel unnützem Ballast beladen hat." Und damit wir vor dieser Nationalökonomie kein Kreuz schlagen, will ich anführen, was Herr Professor Böhmert darüber sagt: „Die Volkswirtschaftslehre ist keineswegs eine rein materialistische Disciplin, sondern vielmehr eine Vergeistigung und Vertiefung des Erwerbslebens, indem sie die sittliche Grundlage, die tiefere Ordnung, den höhern Inhalt und genossenschaftlichen Zusammenhang des menschlichen Schaffens darzustellen sucht. Sie eignet sich deshalb auch ebenso gut wie die Geschichte und Literatur und die Naturwissenschaften zum Unterrichtsstoff des Jugendunterrichts, nicht um das kindliche Gemüth mit Gewinngedanken zu erfüllen, sondern um es zu den häuslichen Tugenden der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ordnung und Gewissenhaftigkeit und zu den socialen Tugenden der Aufopferung und Genügsamkeit zu erziehen. Wir müssen lernen, unsere socialen und öffentlichen Pflichten und Geschäfte mit demselben Ernst, demselben Eifer und demselben Verständniß zu behandeln wie unsere Privatpflichten und Privatgeschäfte. Zum Verständniß unserer öffentlichen und socialen Aufgaben gelangen wir aber nur durch geistigen Einblick in die Verfassung des Volkswohlstandes, welcher die wechselnden politischen Verfassungen erst mit realem Inhalt zu erfüllen vermag."

Zweitens. Beim Jugendunterrichte werden wir, gleichviel, was für Kinder wir vor uns haben, das gleiche Eine Nothwendige treiben, wie bei allem unserm Thun im Centrum bleiben. Aber von diesem Mittelpunkte aus können wir Radien ziehen. Ohne den Kindern, die nicht der Industrie angehören, zu schaden oder sie zu vernachläßigen, werden wir doch manches

hieher Gehörige berühren können, auf Sparkassen, Krankenkassen aufmerksam machen, auf die Schädlichkeit des Luxus und des Wirthshauswesens. Wir werden manches aus der Gesundheitslehre beibringen können, über das Verhältniß von Herr und Arbeiter, Reich und Arm, ohne daß dadurch irgend ein Kind benachtheiligt würde. Mit den confirmirten Kindern ließen sich solche Besprechungen in freierer Weise in Abend- oder Sonntagsstunden fortsetzen, und ohne Programm, ohne alle Ankündigungen ohne alle weitern Umstände in einfacher Weise ausdehnen zu Konferenzen mit Erwachsenen.

Solche Konferenzen mit Erwachsenen möchte ich als ein drittes Besonderes hinstellen, das uns das Arbeiterwesen an die Hand gibt. Es packt einen oft an allen Haaren, daß so viel wirklich wißbegierige Leute vorhanden wären, mit denen man über so Vieles sich mit Wenigem verständigen könnte, und daß man doch nicht dazu kommt; oder daß Andere, Unberufene die Sache an die Hand nehmen, aber gerade das Wenige, das die Sache auf den rechten Mittelpunkt stellte und das bald gesagt wäre und wodurch Alles einen andern Werth, eine höhere Bedeutung bekäme, nicht sagen. Diese Belehrungen müßten nicht ausschließlich in zusammenhängenden Vorträgen bestehen, sondern öfter gemeinsame Besprechungen sein, bei denen für das eigentliche Verständniß mehr herauskommt. In solche Konferenzen könnten wir Manches nehmen, das wir jetzt, weil wir keinen andern Ort haben, auf die Kanzel bringen, auf der aber alles Spezielle, Alltägliche, Vertrauliche mit Recht sofort erstirbt, sobald wir es in den Mund nehmen. — Man wendet gegen solche Vorträge ein: Man höre den Pfarrer nicht, sobald er aus dem Kreise seiner eigentlichen Wirksamkeit heraustrete, und es geschehe das aus einem richtigen und zu lobenden Gefühl. Dagegen ist zu bemerken: Der Pfarrer soll nur vom Centrum ausgehen. Und welcher Beruf hätte eine solche centrale Lebensstellung wie der Beruf eines Geistlichen! Da gibt es fast kein Gebiet, mit dem er sich nicht von jenem Mittelpunkte aus in Beziehung setzen

könnte. Und was das Zweite anbetrifft: man höre den Pfarrer hierüber nicht, weil er das eben nicht verstehe, so muß eben nur die Bedingung dabei erfüllt sein, daß er es verstehe. Merkt das Volk das, so wird es ihn das zweite und dritte Mal schon hören. Es fällt uns oft schwer, plötzlich mit einem Vortrag aufzutreten. „Hört ihr's! der Pfarrer will einen Vortrag halten! Was wird das absetzen?" Und dem Pfarrer klopft das Herz, wenn er ohne Kirchenrock, ohne schirmende Rüstung, blos als Mensch, an einem andern Ort einen Vortrag halten soll. Machen wir das lieber einfacher. Sagen wir am Schlusse des Unterrichts zu unseren Kindern: „Jetzt, wer will, der komme an dem und dem Abend oder am Sonntag, und dann reden wir noch etwas ausführlicher von diesem und jenem. Ihr könnt, wenn Ihr wollt und wenn sie wollen, ältere Geschwister mitbringen." So reden wir eine Zeit lang aus diesem und jenem und nach Wochen, nach Monaten sagen wir: Jetzt fassen wir das Alles in einen zusammenhängenden Vortrag. Ladet, wen ihr wollt, noch dazu ein. Und so entsteht ein Vortrag, ohne daß die Nachbargemeinde und die Zeitung nur etwas davon erfahren, und er hat vielleicht doch genützt. Natürlich wollen wir nicht sagen, daß es nicht das Bessere wäre, wenn andere Männer solche Vorträge hielten, sofern sie Alles auch beziehen auf den einen Mittelpunkt. Abergerade aus diesem Grunde sollen wir solchen Konferenzen nicht fern bleiben, sondern einen Einfluß wünschen, damit gerade diese Beziehung gewahrt werde. Und wo es nicht geschieht, da sollten wir solchen Vorträgen Konkurrenz machen und in unserer Weise auftreten.

Viertens. Soll sich der Pfarrer auch bei sozialen Werken betheiligen? Daß er bei Sparkassen, Kranken-, Alters- und ähnlichen Kassen, Bibliotheken, Lese- und Sonntagssäälen, überhaupt bei diesen älteren gemeinnützigen Dingen sich nach Zeit und Kraft bethätigen soll, versteht sich von selbst. Auch bei den neuern Suppen- und Speiseanstalten darf er dabei sein. Eine andere Frage ist, ob er zum Beispiel auch bei Konsumvereinen, die schon tiefer in das kleine Gewerbsleben seiner Gemeinde eingreifen und

wo die Interessenfrage mehr in den Vordergrund tritt als bei Suppen- und Speiseanstalten, sich betheiligen soll. Als allgemeine Regel möchte ich aufstellen: Wo es ohne ihn geht, da soll er es Anderen überlassen. Ist er aber zur Gründung eines Konsumvereins nöthig, so soll er auch auf die Gefahr hin, einen Spezierer zu verletzen, dabei sein. Handelt es sich um ein Entweder — Oder, so sei er überall lieber der Freund der Kleinen als der Großen. Ein wahrhaft Großer wird ihm diese Freundschaft nicht verübeln, und an den kleinen Großen ist so viel nicht gelegen. Eine weitere Frage ist: Soll der Pfarrer auch Hand anlegen, wo es sich um Verkürzung der Arbeitszeit, um Beschränkung der Kinder- und Frauenarbeit, um schädliche Einflüsse auf die Gesundheit handelt? Es sind in früheren Zeiten auch in dieser Beziehung von geistlicher Seite Anregungen geschehen. Unser verstorbene Hirzel äußerte sich darüber (1853 in der schweizer. Prediger-Gesellschaft in Glarus) dahin: „Den Mächtigen dieser Zeit, das ist den Industrieherren würden wir sehr gelegen kommen, und den Arbeitern keine Liebe und kein Vertrauen abgewinnen, wenn wir rein innerlich wirken und in Beziehung der äußern Organisation der Gesellschaft gar nichts thun wollten. Daher sollen wir in Betreff dieser äußern Organisation dahin wirken, daß sie Raum lasse den geistigen und ewigen Gütern. Wir sind verpflichtet, der Industrie so viel Raum im Leben ihrer Arbeiter abzukämpfen, als nöthig ist, damit sie Menschen und Christen sein können. Neue Organisationen der Arbeit und des Arbeitslebens aufzustellen und auszuklügeln, den Sozialisten zu machen oder zu spielen, darf dagegen absolut nicht des Geistlichen Sache sein; vielmehr soll unsere Stellung eine vermittelnde, friedliche Lösung anstrebende sein." Sie sehen, daß da von vielem Eingreifen nicht die Rede ist. Seither aber hat sich die Lage noch wesentlich verändert. Die Fabrikherren sind in dieser Beziehung auch fortgeschritten; viele sind unsere Gesinnungsgenossen geworden. Der Staat hat Fabrikgesetze aufgestellt, Inspektionen angeordnet. Die Arbeiter selber haben die Sache an

die Hand genommen, oft so sehr, daß der Geistliche eher in den Fall kommen kann, zu mildern und zu mäßigen, übertriebene oder in barscher und verderblicher Weise gestellte Forderungen auf ein natürliches und gerechtes Maß zurückzuführen zu suchen. Förderung des Genossenschaftswesens ist uns insoweit auch abgenommen, als dasselbe gegenwärtig in reicher Entwicklung steht. In Deutschland bestehen nach Schulze-Delitzsch an 2400 solcher Vereine mit einem Geschäftsumsatz von 400 Millionen Thalern und annähernd einer Million Mitglieder. Da werden die Pfarrer schon etwas zurücktreten dürfen. Allerdings umfaßt dieses deutsche Genossenschaftswesen zum größten Theil nur Handwerker und kleinere Gewerbsleute, aber der Uebergang zu den eigentlichen Arbeitern wird von hier aus schon gefunden werden. Sodann ist das englische Genossenschaftswesen, bei dem die eigentlichen Arbeiter vertreten sind, bei dem heutigen leichten Verkehr uns nicht mehr so fern.

Anschließend an dieses theoretische und praktische Eingreifen oder Nichteingreifen reden wir fünftens von einem weitern Schritt, dazu uns die Fabrikindustrie veranlaßt. Wirthshauswesen und Sonntagsentheiligung ist vielfach mit ihr verbunden, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß namentlich das Erstere an vielen Orten auch ohne Industrie in erschreckender Weise vorhanden ist. Ueber das Wirthshauswesen sagt Herr Fabrikant Brunner in seiner vortrefflichen Schrift („Licht- und Schattenseiten der Industrie"): „Das Wirthshaus hat jedenfalls nicht nur in ökonomischer, sondern in jeder Beziehung unendlich viel mehr Verheerungen angerichtet, als das Fabrikleben, und die Schattenseiten des letztern rühren nicht selten gerade vom erstern her, ohne daß sich Jemand darüber beschwert. Was sollen Lohnerhöhungen, was Konsumvereine, wo auf mühsame Weise herausgeklügelt wird, wo am Pfund Kaffee ein Batzen erspart werden kann, wenn das Geld Franken- und Thalerweise dem Wirthshause zuwandert?" Ueber Frankreich hat jedes Schulkind seine Meinung, woher die Verlotterung gekommen, und ich will nicht

im Mindesten etwas daran ändern, aber auf eine französische Stimme aufmerksam machen, die sich dahin äußert: „Die gebrannten Wasser sind die großen Agentien der öffentlichen Demoralisation." Ja, wo das Wirthshausleben recht florirt, da ist alles andere Wirken umsonst; da schöpft man Wasser in ein Sieb. In dieser Beziehung scheint es mir, nehme der Staat die Sache zu leicht, oder habe eine zu hohe Vorstellung von dem Volke, als bestände das nur aus lauter gebildeten Männern, die sich selbst zu regieren verstehen, während doch das Volk eher einer Familie gleicht, in der ein gut Theil noch erst erzogen werden muß und nicht durch bloßes Ermahnen, sondern auch durch bestimmte äußere Ordnungen. Die innere Hebung und Veredlung ist das Wichtigste; aber gewisse Einschränkungen beim Wirthshauswesen, bei Branntweinbrennereien u. dgl. sind polizeiliche Maßregeln, die einen nothwendigen Theil der Volkserziehung bilden. In diesem Punkte sollten wir beim Staat und den Gemeinden die zudringlichen Mahner sein, bis der Versuch gemacht würde, ob nicht durch eine festere Ordnung vieles Unheil verhindert werden könnte.

Der zweite Gegenstand ist die Sonntagsentheiligung. Vom Gottesdienst hat die Fabrikindustrie eher abgeführt. Es liegen aber auch ohne bösen Willen eigenthümliche Schwierigkeiten in derselben. Wer die ganze Woche im Arbeitssaal sich aufhält, bei viel Menschen, der will am Sonntag ins Freie. Der Landmann geht schon lieber in ein großes hübsches Gebäude, wo's im Sommer so lieblich kühl ist. Wer die ganze Woche unter Zucht und Kommando steht, der will am Sonntag nicht wieder unter des Pfarrers Zucht und wieder an bestimmte Ordnungen und Stunden gebunden sein, die ihm von der Woche her nachlaufen. Die vom Frauenvolk die ganze Woche in der Fabrik sich befinden, haben am Sonntag gar allerhand zu thun. Wer die Woche über regelmäßig, sei es schönes oder Regenwetter, früh auf sein muß, der will einmal in der Woche recht ausschlafen, oder wenigstens ausliegen und es ist ihm zu früh, auf acht oder selbst auf neun

Uhr wieder gegürtet und gerüstet zu sein. Würde es etwas helfen, wenn man spätere oder Abendgottesdienste hätte? Was sagen unsere Brüder aus den Städten dazu, wo sie Frühpredigten und Abendgottesdienste haben? Hilft das, oder sitzt das Uebel tiefer? Auf jeden Fall sollten wir uns Mühe geben, sei's bei den Industriellen selber oder beim Staate, daß am Samstag ein früher Feierabend gegeben würde. Der würde den Sonntag Morgen von Vielem befreien. — Ein schlimmer Feind des Sonntags sind die Eisenbahnen. Beim besten Willen ist es einer großen Zahl unmöglich gemacht, den Sonntag zu feiern. Eine Vorstellung von Seite der Prediger-Gesellschaft an die schweizer. Eisenbahngesellschaften wäre gewiß kein unwürdiger und erfolgloser Schritt.

Das Letzte, das wir noch nennen, ist die Mitwirkung der Laien, Laiendiakonie. Wir sollten alle Glieder unserer Gemeinden kennen, nicht in dem Sinne, daß wir unberufen überall mit unserm Rath zur Hand sein wollten; nein, nur kennen, wie der Staat alle seine Gebiete statistisch aufnehmen und durchforschen läßt, damit auch keine Noth, die zu schüchtern ist, hervor zu treten, uns unbekannt bliebe, kennen, damit wir mit mehr Sicherheit, mit größerer Klarheit in unsern Gemeinden wirkten. In eine unbekannte Masse hineinarbeiten, muß etwas sehr Trostloses sein, kann nur für den Bequemen etwas Beruhigendes haben. Wir sollten unsere Gemeinden kennen, weil der persönliche Verkehr sehr oft vereinigt, was Stand und Amt von einander trennt. Die Menschen sind oft nur durch eine dünne Wand von einander geschieden. Zu einem solchen gegenseitigen Verkehr, zu rascher und genauer Hülfeleistung reicht aber unsere Kraft nicht immer aus. Zu Seelsorge, Krankenpflege, belehrenden Erbauungsstunden sollten uns Glieder aus der Gemeinde Handreichung thun. Ein kleineres oder größeres Netz von allerhand Liebesthätigkeit sollte sich vom Pfarrer aus in einheitlicher Leitung und von Einem Geiste beseelt, über die ganze Gemeinde ausbreiten. Wenn die christliche Gemeinschaft weiß, daß leibliche und geistliche Noth vorhanden ist, wenn sie, wovon viel gute Zeichen vorhanden sind, den Willen

dazu hat, sollten sich da nicht auch Mittel und Wege finden, zu diesem Ziele zu gelangen? Sollte nicht der Pfarrer in jeder Gemeinde Einige finden, die sich ihm als solche Helfer und Helferinnen anbieten? Sollten die Gemeinden, die so viel für die Außenwerke der Kirche, für Besoldung, Gebäude, Friedhöfe, Orgeln, Glocken thun, nicht auch etwas haben für diese innere Belebung der christlichen Gemeinschaft? Alle Referenten reden von dieser Laiendiakonie und daß das herkömmliche Pfarramt in diesen veränderten Zeitverhältnissen allen Anforderungen nicht mehr genüge. Herr Pfarrer Fröhlich von Gebensdorf sagt nur in Bezug auf die äußeren Schwierigkeiten: „Wann soll man besuchen? — In der Woche trifft man Niemand in der Stube als ein altes Mütterchen, eine blöde Schwester, die daheim das Essen besorgt, die anderen sind in der Fabrik. Am Sonntag kann der Pfarrer nicht vor 3—4 Uhr. Dann sind die Bewohner wieder fort, oder sitzen in sehr gemischter Gesellschaft im engen Miethlokale. Am Abend kommen sie sechsmal in der Woche erst um 7 oder 8 Uhr heim, essen zu Nacht und gehen dann um 9 Uhr zu Bett. Es bleibt die Thatsache für mich stehen, daß etwa 1000 Arbeiter ohne alle und jede seelsorgerliche Einwirkung sind. Das kann nur der gleichgültigen Kirche gleichgültig sein. Man kann sagen, sie haben den öffentlichen Gottesdienst wie die übrigen Glieder der Gemeinde; sie haben Moses und die Propheten, sie haben Gesangbuch und „himmlisches Vergnügen," laßt sie diese lesen!" Was den sonntäglichen Gottesdienst anbetrifft, haben wir schon davon geredet. Was den zweiten Punkt anbetrifft, fährt Herr Fröhlich fort, „lebt wirklich eine kleine Anzahl ohne Erbauungsbücher. Zum Beweise aber, daß in diesen sonst oft so stumpfen Gemüthern Hunger nach Seelenspeise vorhanden ist, kaufen viele ihre theuren Gebetbücher. Jeder Colporteur weiß zu erzählen, wie viel gute oder schlechte Bücher er unter diesen Arbeitern angebracht habe. Ist das aber nicht gerade eine Aufforderung und keineswegs eine Beruhigung, diesen Seelen auch persönlich nahe zu kommen? Es wird sich kaum anders machen

lassen, als daß hierin Jemand dem Geistlichen zur Seite gestellt wird. Wer das immer sein mag, wenn er nur für die Kirche arbeitet, nur in Liebe und Weisheit versteht, Seelen zum einzigen Seelenarzt zu führen, das sollte gleichgültig sein. Namen sind ganz unbedeutsam, wenn nur diesem offenen Schaden abgeholfen wird. Helfen wir nicht, so kommen emsige Sektenprediger, die ohne Schonung, aber auch ohne Bequemlichkeit diese Familien aufsuchen und besuchen und pflegen, wie es einer treuen Kirche zustände. Thut sie's nicht, so thun's, die nicht mehr zur Kirche gehören, und thun's mit hinreißender Beredtsamkeit und erstaunlichem Geschick." Herr Fröhlich redet dann noch besonders von den Kindern. „Schaffet dem Kinde mehr religiöse Eindrücke und Erkenntniß, als es gegenwärtig in der Regel bekommt. Auch in ganz ehrbaren Arbeiterfamilien entbehrt das Kind der heiligenden Jugendeindrücke. Die vorbetende, singende Mutter ist nicht in seinem Gemüthe wie ein warmer Stein. Seine Mutter kam heim, als es schon lange schlief: sie kam müde heim, voller Sorge und Arbeit; vielleicht ist sie gar nie wie eine Mutter heimelig mit ihm umgegangen. Es weiß nichts von dem süßen Kinderhimmel, in den man betenden Auges schaut und kommt, wenn man recht lieb und brav gewesen ist. Vom Heiland der Kinder hat's nie mit Liebe reden und singen gehört; Gesang wohl, aber heillosen! — Was wollen wir uns wundern, wenn die kirchliche Unterweisung bei solchen kalten Gemüthern nichts ausrichtet, wenn die Verwilderung nur in neuem Gleise und in gesteigerter, d. h. bewußter Kraft sich fortsetzt? Kinderschulen gehören absolut zu Arbeitern und zwar solche, deren Zweck eben ist, religiöse Eindrücke zu pflanzen. Denken wir gering über dieselben, dann verstehen wir unser Herz noch nicht, das von Eindrücken viel mehr geleitet wird als von Schlüssen. Wir machen alles nach, warum nicht auch diese schon längst blühenden Gärten im Reiche Gottes?"

Wir schließen jetzt unser Reden mit den Kindern, indem wir uns noch an das Wort des Herrn erinnern wollen, das auch über die Fabrikkinder gesagt ist, „Ihrer sei das Himmel-

reich", und fassen das Ganze noch in folgende Sätze zusammen:

Erstens. Mit der Arbeitersache ist es in den letzten Jahren nach verschiedenen Richtungen vorwärts gegangen, so daß wir mit Hoffnungen der weitern Entwicklung zusehen und an unserm Theil darin arbeiten können. Dagegen sind auch Ereignisse eingetreten, die uns einen nie geglaubten Abgrund von Verderben und Irrthum aufgedeckt haben.

Zweitens. Die wahre und größte Hülfe kommt her von der Gerechtigkeit, der Liebe und dem Glauben. Dieses muß man thun und das Andre nicht lassen.

Drittens. Auch die andern Hülfen, Bildung, Genossenschaftswesen, Ehestand, Wohnung, Gemeinde- und eigenes Land sind nur wahrhafte Hülfen, wenn sie getragen und erfüllt sind von Gerechtigkeit, Liebe und Glauben. Ohne sie bilden sie nur ein Joch, unter dem wir uns plagen und doch keine „Ruh erjagen."

Viertens. In diesen Krieg und Kampf wider alle Ungerechtigkeit, Selbstsucht, Geist- und Glaubenslosigkeit müssen alle Christen ziehen unter dem Einen Banner: „Jesus Christus!"

Fünftens. Voran gehen sollen, die sich besonders Dieuer Jesu Christi nennen. Ihre Hauptstärke liegt in ihrem allgemeinen Wirken. Wenn sie aber im Dienste der Gerechtigkeit, der Liebe und des Glaubens stehen und das Eine besitzen, das Noth thut, dann mögen sie auch auf das blicken, was sonst noch gut ist, diese menschlichen Zustände zu verbessern und immer freundlicher zu gestalten. Sie sollen alle diese Arbeiterfragen kennen, bildend und belehrend unter Jung und Alt auftreten, warnen, wo besondere Gefahren, bitten, wo Hülfe Noth thut, versöhnend zwischen die Gegensätze eintreten, daß wir immer mehr, auf friedlichem Wege, dem Ziele der endlichen Vollendung uns nähern.

Die Felder sind weiß zur Erndte. Jetzt ist es schöne Zeit zu leben; große Dinge gehen vor sich. Bitten wir den Herrn der Erndte, daß er Arbeiter in seine Erndte sende!

Bei **Carl Schoch** in **Schaffhausen** sind ferners erschienen:

Die

gegenwärtigen religiösen Zustände

im Kanton Schaffhausen.

Referat der Schaffhauser Synode vom 5. Mai 1870,

vorgetragen von

J. J. Schenkel,

Pfarrer am St. Johann.

Preis 75 Cts. 24 Krz. 7½ Ngr.

Dr. Johannes Kirchhofer,

Decan und Pfarrer in Schaffhausen.

Festgabe, gewidmet den Gliedern der schweizerischen Prediger-Gesellschaft.

Preis 60 Cts. 18 Krz. 5 Ngr.

Zwei Kalender vom Jahre 1527,

D. Joannes Kopp, Evangelischer Kalender.

D. Thomas Murner, Kirchendieb- und Ketzer-Kalender.

Herausgegeben von

Dr. Ernst Götzinger.

Preis 9 Sgr. 30 Kr. Fr 1.

Streit oder Friede?

Predigt, gehalten beim Jahresfest der schweizerischen Prediger-Gesellschaft in Schaffhausen, am 8. August 1871

von

J. J. Schenkel,

Pfarrer am St. Johann in Schaffhausen.

Preis 30 Ct. 3 Gr. 9 Krz.

Bei Carl Schach in Schaffhausen sind jetzt erschienen:

Die

gegenwärtigen religiösen Zustände

im Kanton Schaffhausen.

Referat der Schaffhauser Synode vom 5. Mai 1870,

vorgetragen von

J. J. Schenkel,

Pfarrer am St. Johann.

Preis 75 Cts. 24 Krz. 7½ Ngr.

Dr. Johannes Kirchhofer,

Decan und Pfarrer in Schaffhausen.

Festgabe, gewidmet den Gliedern der schweizerischen Predigt-Gesellschaft.

Preis 60 Cts. 18 Krz. 5 Ngr.

Zwei Kalender vom Jahre 1527.

D. Joannes Kopp, Evangelischer Kalender.

D. Thomas Murner, Kirchendieb- und Ketzer-Kalender.

Herausgegeben von

Dr. Ernst Götzinger.

Preis 9 Sgr. 30 Kr. Fr. 1.

Streit oder Friede?

Predigt, gehalten beim Jahresfest der schweizerischen Predigers-Gesellschaft in Schaffhausen, am 8. August 1871

von

J. J. Schenkel,

Pfarrer am St. Johann in Schaffhausen.

Preis 30 Ct. 3 Gr. 9 Krz.

Universitätsbibliothek Basel
0UBU1037553